Hochschule Neubrandenburg
University of Applied Sciences
Fachbereich Soziale Arbeit, Bildung und Erziehung

Bachelorarbeit

zur
Erlangung des akademischen Grades
Bachelor of Arts (B.A.)

„Das Immunsystem der Kinderseelen - Resilienz“

Wie entwickelt sich Resilienz bei Kindern und wie kann diese im Kontext der Heimunterbringung gefördert werden?

vorgelegt von
Juliane Metelmann

im Studiengang Soziale Arbeit
Sommersemester 2019
Abgabe am 22. Juni 2019

Erstprüfer: Hr. Prof. Dr. W. Freigang
Zweitprüfer: Fr. Prof. Dr. V. Sparschuh

urn: nbn:de:gbv:519-thesis2019-0282-5

„Bewahre mich vor dem naiven Glauben,
es müsste im Leben alles gelingen.
Schenke mir die nüchterne Erkenntnis,
dass Schwierigkeiten, Niederlagen, Misserfolge,
Rückschläge eine selbstverständliche Zugabe
zum Leben sind,
durch die wir wachsen und reifen.“

Antoine de Saint-Exupéry

Inhaltsverzeichnis

Einleitung ... 1
1 Resilienz ... 2
1.1 Begriffsbestimmung ... 2
1.2 Entstehung von Resilienz ... 3
1.2.1 Risikofaktoren ... 7
1.2.2 Schutzfaktoren ... 8
1.3 Historischer Bezug – Die Kauai-Längsschnittstudie ... 10
1.4 Salutogenese ... 11
1.4.1 Das ressourcenorientierte Konzept der Salutogenese nach A. Antonovsky ... 12
1.4.2 Das Kohärenzgefühl ... 12
2 Heimerziehung ... 13
2.1 Grundlagen der Heimerziehung ... 13
2.2 Entwicklung der Heimerziehung ... 18
2.3 Resilienzförderung in der Heimerziehung ... 23
2.4 Herausforderungen und Möglichkeiten von Bindungsangeboten in der Heimerziehung ... 25
3 Bindungstheorie ... 33
3.1 Grundlagen der Bindungstheorie nach John Bowlby ... 33
3.2 Bindung und Bindungsverhalten – eine Abgrenzung ... 34
3.3 Die 4 Entwicklungsphasen von Bindung ... 35
4 Fazit ... 36
5 Literaturverzeichnis ... 39
Eidesstattliche Erklärung ... 41

Einleitung

Kinder verdienen in unserer Gesellschaft einen höheren Stellenwert. Für eine gesunde Entwicklung brauchen Kinder eine verlässliche Bezugsperson, sodass sie sich sicher und geschützt fühlen, um ihr Explorationsverhalten auszuleben. Ich weiß, dass die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen sehr wertvoll ist, ich habe selbst zwei. Daher möchte ich mich in meiner Zukunft auf dieses Gebiet konzentrieren, nach dem Studium darin arbeiten und für einige wenige dieser Kinder vielleicht eine dieser verlässlichen Bezugspersonen werden. Die Kraft der Ressource Resilienz begeistert mich seit dem 1. Semester meines Studiums Soziale Arbeit. Die Hoffnung der Kinder auf ein besseres Leben, nach einer Kindheit mit negativ geprägten Entwicklungseinflüssen, begeistert mich. Manche Menschen scheinen ein unsichtbares Schutzschild mit sich zu tragen und es wirkt so, als wenn Schicksalsschläge sie nicht umwerfen und Stress an ihnen abprallt. Wo andere mit Depressionen, Sucht, Angsterkrankungen oder posttraumatischen Belastungsstörungen reagieren, bleiben diese gesund. Resilienz bezeichnete ursprünglich die Fähigkeit, Extremsituationen durchzustehen, ohne seelischen Schaden davonzutragen. Mittlerweile ist Resilienz zu einem Modewort geworden. Resilient ist, wer es ohne Burnout durch den Alltag schafft. Da Resilienz keine stabile Größe ist und sich im Laufe des Lebens stetig verändert, möchte ich meine Abschlussarbeit diesem Thema widmen. Sie gibt so viel Hoffnung und Handlungsmöglichkeiten. Anhand meiner gewählten Literatur möchte ich recherchieren, wie Kinder Resilienz entwickeln, was sie positiv und negativ beeinflusst und wie Sozialpädagogen Kinder aus schwierigen Lebensumständen unterstützen können, damit sie zufrieden und selbstsicher aufwachsen. Aufgrund meiner beruflichen Vorstellungen möchte ich auch ein Augenmerk auf den Kontext der Heimerziehung legen, da sich die Frage stellt, wie pädagogische Fachkräfte, Kinder und Jugendliche so unterstützen, dass sie Resilienz in diesem Rahmen aufbauen können. Ein weiterer Fokus liegt auf der Bindungstheorie im Zusammenhang zu dieser Thematik, da Bindung der Schlüssel zur Stärke ist und Stärke wiederum zur Widerstandsfähigkeit.

Im ersten Teil dieser Arbeit wird die Thematik Resilienz näher beleuchtet. Indem ich den Begriff bestimme, auf die Entstehung eingehe und Risiko- und Schutzfaktoren betrachte. Daran anschließend nehme ich Bezug auf relevante Erkenntnisse aus der Kauai-Längsschnittstudie, welche als Pionierstunde der Resilienz gilt. Der letzte Punkt des ersten Kapitels beschäftigt sich mit dem Konzept der Salutogenese, was auch das Kohärenzgefühl beinhaltet.
Das zweite Kapitel dieser Arbeit widmet sich der Heimerziehung. Dieser Bereich könnte wohl allein eine ganze Bachelor Arbeit füllen, jedoch gehe ich hauptsächlich auf die Grundlagen, sowie die Entwicklung ein. Des Weiteren lege ich mein Interesse in diesem Kapitel auf die Resilienzförderung in den stationären Hilfen zur Erziehung. Im Anschluss gehe ich auf die Herausforderungen und Möglichkeiten von Bindungsangeboten ein.

Im letzten Teil meiner Thesis lege ich den Fokus auf einen wichtigen Aspekt für die kindliche Entwicklung – die Bindung. Zu Beginn werden die Grundlagen der Bindungstheorie nach John Bowlby dargestellt. Dann schließt sich eine Abgrenzung zur Bindung und dem Bindungsverhalten an, sowie die Darstellung der vier Entwicklungsphasen von Bindung nach Bowlby an.
Im Verlauf der Arbeit werden sowohl die weibliche, die männliche als auch eine neutrale Form der Geschlechterbezeichnung verwendet, die in jedem Fall jede Geschlechtlichkeit anspricht.

1 Resilienz

Durch einen Perspektivwechsel in den Wissenschaften die sich mit dem Menschen beschäftigen, die sich zuvor stärker der Erforschung von Ressourcen und Schutzfaktoren zuwandten, hat sich das Konzept der Resilienz in den letzten Jahrzehnten positiv entwickelt und verbreitet (vgl. Pfeffer; Storck 2018, S.16). Resilienzforscher gehen davon aus, dass sich resilientes Verhalten dann zeigt, wenn ein Kind eine Situation positiv bewältigt, die als risikoerhöhende Gefährdung für die Entwicklung des Kindes eingeschätzt werden kann. Zum Beispiel das Aufwachsen in Armut, Verlust einer Bezugsperson, dies führe ich explizit in Kapitel 1.3 aus. Resilienz ist also an zwei Bedingungen gebunden und nicht nur eine Persönlichkeitseigenschaft. Diese wäre zum einen - das Vorliegen einer Risikosituation und zum anderen - das Individuum bewältigt solch eine Situation positiv aufgrund vorhandener Fähigkeiten (vgl. Fröhlich-Gildhoff; Rönnau-Böse 2015, S.9f).
Resilienz kann sehr unterschiedlich aufgefasst werden – als biologisch-körperliche Veränderung oder als psychische Anpassung an die entsprechenden Umstände (vgl. Leipold 2015, S.31f).

1.1 Begriffsbestimmung

Der Begriff Resilienz wird aus dem Englischen „resilence“ abgeleitet und bedeutet Spannkraft, Elastizität und Widerstandsfähigkeit. Abgeleitet von lateinischen Bezeichnung „resilire“ bedeutet es zurückspringen oder abprallen und es hat sich in diesem Zusammenhang der Begriff der Resilienz entwickelt. Synonyme sind z.B. psychische Robustheit, Stressresistenz, Invulnerabilität oder auch psychische Elastizität. In der Psychotherapie wird die Heilung von seelischen Verletzungen und Traumatisierungen fokussiert, um die Fähigkeit, Schicksalsschläge und schwierige Lebenssituationen bewältigen zu können und in einen guten, gesunden Zustand zurückzukommen. Man könnte in einigen Bereichen auch sagen, Resilienz ist die Fähigkeit, auf seelische Belastungssituationen und traumatische Erfahrungen so einzugehen, dass Spannungen ins Gleichgewicht gebracht und entstandene Probleme bewältigt werden können.

Gemeint ist hier die Fähigkeit eines Menschen erfolgreich mit störenden Lebensumständen und negativen Stressfolgen umgehen zu können. Ausgehend von unterschiedlichen Betrachtungsweisen verschiedener Professionen gibt es bisher keine einheitliche Definition. Entweder wird explizit nur die innere Verfassung berücksichtigt, was internale Kriterien sind. Resilienz wird anhand von Anpassungsleistungen an die soziale Umwelt verstanden, was die externalen Kriterien wären. In Deutschland ist die Definition von Wustmann allgemein anerkannt. Diese bezieht internale und externale Kriterien mit ein und fasst sie als Resilienz zusammen: „Resilienz meint eine psychische Widerstandsfähigkeit von Kindern gegenüber biologischen, psychologischen und psychosozialen Entwicklungsrisiken“ (Wustmann 2004, S.18) (vgl. Fröhlich-Gildhoff; Rönnau-Böse 2015, S.9f).
Unter dem Begriff Resilienz wird der Weg der Anpassung an die beeinträchtigenden Umstände und Ereignisse, als auch dessen positives Ergebnis erörtert (vgl. Pfeffer; Storck 2018, S.18). Zwei entscheidende Bedingungen sind an die Bedeutung von Resilienz geknüpft, zum einen ist es die erhebliche Bedrohung auf die kindliche Entwicklung und zum anderen die erfolgreiche Bewältigung dieser belastenden Lebensumstände. Resilienz weist sieben Faktoren auf, die die innere Stärke verdeutlichen: Selbstbewusstsein, Kontaktfreude, Optimismus, Gefühlsstabilität, Handlungskontrolle, Realismus und Analysestärke (vgl. Wustmann 2011, S.187). Nachfolgend beschreibe ich wie resilientes Verhalten überhaupt entsteht.

1.2 Entstehung von Resilienz

Zu Beginn der Resilienzforschung wurde noch angenommen, dass die Fähigkeit zur Resilienz angeboren ist. Mittlerweile weiß man, dass sie sich in einem Interaktionsprozess zwischen Individuum und Umwelt entwickelt (vgl. Fröhlich-Gildhoff; Rönnau-Böse 2015, S.10f). Sie ist also dynamisch und entwickelt sich im zeitlichen Verlauf. Sie ist auch variabel, das heißt in gewissen Phasen kann Resilienz vorhanden sein und in anderen sind diese Menschen wiederum verletzbarer. Des Weiteren ist sie mehrdimensional, also unterschiedlich in verschiedenen Lebensbereichen und situationsspezifisch, unterschiedlich je nach Situation (vgl. Pfeffer; Storck 2018, S.19). In der Umwelt der Kinder müssen schützende Faktoren existieren, die negative Einflüsse abschwächen oder sogar ganz beseitigen können. Schützende Faktoren sind bspw. sozial vermittelte und genetische Ressourcen, mit deren Hilfe auftretende Krisen in der Kindheit gemeistert werden. Froma Walsh geht mit ihrem Verständnis der Resilienz so weit, dass sie Resilienz nicht nur als Fähigkeit versteht, belastende Herausforderungen zu meistern, sondern darüber hinaus, aus negativen Erlebnissen gestärkt hervorzugehen. Obwohl sowohl positive als auch negative Erfahrungen einem jedem Entwicklungsprozess immanent sind, können besonders die negativen Erfahrungen weitreichende Folgen für junge Menschen haben (vgl. Wyrobnik 2012, S.19ff). Resilienz wird als unsere seelische Grundausstattung verstanden und kann mit ihren Eigenarten die psychische Stabilität bzw. die Verletzlichkeit (Vulnerabilität) mitbestimmen. Wir schaffen es folglich durch unsere inneren Kräfte die Anforderungen des Lebens zu

bewältigen, mit Unvorhersehbarem zurechtzukommen, Niederlagen zu verkraften und wieder aufzustehen.
Die gegebene Resilienz bzw. Vulnerabilität wird nicht nur durch biologische Sachverhalte geprägt, sondern durch die Geschichte der psychischen Auseinandersetzung mit ihnen. Diese hängt zudem von den dem Kind zur Verfügung stehenden sozialen und besonders der familiären Ressourcen ab. Resilienz bzw. Vulnerabilität entwickelt sich also in der Auseinandersetzung mit den Entwicklungsaufgaben. Bowlby geht davon aus, dass dies keine von vornherein mitgegebene Eigenschaften sind – sondern es sich um einen selbstreferenten Prozess handelt. An denen das Kind immer aktiv beteiligt ist. Es ist also durchaus der Konstrukteur seiner eigenen Entwicklung (vgl. Schleiffer 2014, S.68ff).

Voraussetzungen für die Entwicklung von Resilienz sind:
Empathie üben -
Die Fähigkeit als Eltern sich in das Kind hineinzuversetzen und die Welt mit seinen Augen zu sehen. Das bedeutet Empathie in der Eltern-Kind-Beziehung. Es bedeutet nicht, mit allem was das Kind tut einverstanden zu sein, sondern vielmehr, dass man versucht, die Sichtweise des Kindes zu verstehen und anzunehmen. Einfühlsam zu sein ist nicht so einfach, wie man es sich vorstellt, wenn wir sauer, enttäuscht oder wütend sind, sagen auch die wohlwollenden Eltern, Dinge die den Anstrengungen des Kindes, Resilienz zu entwickeln, nicht begünstigen/schaden.

klar äußern und aktiv zuhören -
Kommunikation ist nicht nur die Art wie wir mit einer anderen Person sprechen, sie hat viele Aspekte. Es heißt Mitteilungen der Kinder zu verstehen und für gültig zu erklären. Es heißt auch so auf sie einzugehen, dass Machtkämpfe vermieden werden können, was wiederum heißt sie nicht zu unterbrechen, ihnen nicht zu sagen, was sie zu denken haben, wir demütigen sie nicht und wir vermeiden kategorische Vokabeln wie „immer“, „nie“ in einem abwertenden Sinn zu verwenden. Eltern sind für die Kinder wichtige Vorbilder. Richtige Kommunikation hat viele beeinflussende Punkte zur Entwicklung von Resilienz z.B. Einfühlungsvermögen, Problemlösungsfähigkeit, zwischenmenschliche Sensibilität und Entscheidungskompetenz.

negative Skripts abwandeln -
Schaffen Eltern es über Wochen und Monate nicht, dass das Kind das umsetzt, was sie erwarten (z.B. Zimmer aufräumen), hindert es Eltern leider nicht daran, immer wieder dieselbe Methode anzuwenden. Eltern denken oft die Kinder müssten sich ändern, nicht sie selbst, was unproduktiv und frustrierend für beide Seiten ist. Wenn also über einen langen Zeitraum nicht das passiert, was Eltern ihren Kindern abverlangen oder was sie erwarten, dann wird Eltern mit einer resilienten Einstellung bewusst, dass sie die eigene Einstellung (das Skript) ändern müssen, wenn die Kinder denn das eigene ändern sollen. Oft stecken hinter eigenen negativen Skripts nur alte Weisheiten oder belastende Prägungen aus der

eigenen Kindheit. Es heißt also nicht, das Kind zu verwöhnen, wenn man das eigene Skript ändert, sondern es zeigt dem Kind lediglich, dass es alternative Problemlösungen gibt. Und es sorgt dafür, dass das Kind nach und nach lernt, vorsichtiger und verantwortlicher mit komplexen Situationen umzugehen, es entwickelt eigene Problemlösekompetenzen (vgl. Brooks; Goldstein 2007, S.29ff).

Unsere Kinder als Menschen wertschätzen -
An den Wert des Kindes zu glauben, ist eine wichtige Voraussetzung, dass sich Resilienz entwickeln kann. Eltern müssen Wege finden, ihren Kindern zu zeigen, dass sie willkommen sind und gewertschätzt werden. Zum Beispiel indem man mit dem Kind Exklusivzeit verbringt, in der es ungeteilte Aufmerksamkeit bekommt (vor allem, wenn Geschwister existieren). So kann man ein Gefühl des individuellen Wertes vermitteln, ihnen zeigen, dass sie willkommen sind und sie bedingungslos geliebt werden.

Akzeptanz und Hilfe bei der Formulierung realistischer Erwartungen und Ziele -
Es kann sehr schwer sein, dass angeborene und einmalige Temperament des Kindes anzunehmen. Jedoch sollte das einzigartige Temperament so hingenommen werden und nicht versucht werden es zu unterbinden oder zu verändern. In schwierigen Situationen sollte dem Kind so entgegengetreten werden, dass sein Selbstwertgefühl und seine Würde nicht verletzt werden.

Erfolgserlebnisse schaffen, durch Erkennen und Stärkung von „Kompentenzinseln“ -
Nicht resiliente Kinder denken von sich und ihren Fähigkeiten nicht besonders gut und haben nicht viel Hoffnung für die Zukunft. Was dazu führt, dass sie ihre eigenen Stärken abschwächen. Eltern müssen die „Kompetenzinseln“ ihrer Kinder beobachten und stärken, diese besitzt jedes Kind. Kinder müssen ihre Stärken kennen, um sich auch mit ihren problematischen Bereichen auseinanderzusetzen zu können.

Aus Fehlern wird man klug -
Sind Kinder nicht resilient, sehen sie eigene Fehler als ein Versagen an. So ziehen sie sich von Herausforderungen zurück, fühlen sich vielen Situationen nicht gewachsen und geben gern anderen die Schuld an ihren Schwierigkeiten. Eltern sollten ihre Kinder fördern, eine realistische Sicht auf die eigenen Fehler zu haben, denn die Furcht, etwas falsch zu machen, ist ein sehr großes Lernhindernis.

Verantwortungsbereitschaft, Mitgefühl und soziales Gewissen -
Wenn Kinder die Gelegenheit bekommen, in ihrem Umfeld etwas zum positiven zu verändern, nimmt ihr Selbstwertgefühl zu, Resilienz wächst. Resiliente Kinder haben ein Gefühl von Verantwortung inne. Verstärkt wird dies z.B. auch durch Hilfeleistungen bei Routinearbeiten (Aufräumen, einem anderen Kind helfen etc.).

Problemlösefähigkeit und Entscheidungskompetenz -
Kinder müssen erst lernen wie man Probleme löst und Entscheidungen trifft. Hilfreich ist es, wenn Eltern nicht sagen, was die Kinder in diesen Lagen zu tun haben, sondern sie die Möglichkeit haben, selbst über mögliche Lösungen nachzudenken. So fördert das zum einen ihr Gefühl der Eigenständigkeit, zum anderen Kontrolle über die Dinge zu haben und ihr Resilienzvermögen.

Regeln und Vorschriften zur Förderung von Selbstdisziplin und Selbstwertgefühl -
Eltern müssen sich darüber im Klaren sein, dass sie je nachdem wie sie ihr Kind erziehen, deren Selbstwertgefühl, Selbstkontrolle und Resilienz sowohl fördern als auch schwächen können. Mit der Erziehung schaffen sie also nicht nur ein sicheres Umfeld, sondern auch die Selbstkontrolle und Selbstdisziplin zu fördern oder zu schwächen (vgl. Brooks; Goldstein 2007, S.29ff).

Es ist wichtig, dem Kind mit der Liebe das Gefühl zu geben, als Mensch in seinem eigenen Wert geschätzt zu werden und willkommen zu sein, das Kind so zu akzeptieren wie es ist und zu realistischen Erwartungen, Zielvorstellungen und Erfolgserlebnissen zu verhelfen, indem die Kompetenzinseln identifiziert und gestärkt werden. Außerdem Gelegenheit zur Erkenntnis zu geben, dass man aus Fehlern lernt. Verantwortungsbewusstsein und Mitgefühl und ein soziales Gewissen wecken, indem sie Gelegenheit geben sich zu beteiligen. Das Kind lehren Probleme zu lösen und Entscheidungen zu treffen, Regeln und Vorschriften zu setzen, die das Selbstwertgefühl und die Selbstdisziplin des Kindes fördern (vgl. Brooks; Goldstein 2007, S.146f).
Resilienzvermögen ist das, was wir uns für alle Kinder wünschen und erhoffen. Resiliente Kinder haben ein bestimmtes Selbst- und Weltbild und verfügen über bestimmte Eigenschaften, wie wir es bei Kindern, die mit Belastungen und Herausforderungen nicht fertiggeworden sind, nicht antreffen. Sie können die Sicht ihres Selbst und diese Orientierung in die Welt, in erfolgreiches Handeln umsetzen. Außerdem sind sie optimistisch und haben ein gutes Selbstwertgefühl. Sie sind imstande sich zu fühlen als die, die sie sind, und damit als etwas Besonderes. Sie wissen, dass sie wertgeschätzt werden. Resiliente Kinder haben realistische Ziele und Erwartungen. Sie betrachten Fehler, widrige Umstände und Hindernisse eher als Herausforderung, denen man sich stellen muss. Sie sehen dies nicht als Belastung und gehen dieser nicht aus dem Weg. Sie haben also die Fähigkeit zur Problemlösung und Entscheidungsfindung entwickelt. Sie weisen außerdem konstruktive Bewältigungsstrategien zur eigenen Entwicklung auf und denken nicht, dass sie ihnen im Weg stehen, sondern sie fördern. Sie kennen ihre Stärken, Begabungen, aber auch Verletzlichkeiten und Schwächen. Stärke und Kompetenz bilden sich in ihrer Vorstellung ihres Selbstkonzeptes stark heraus. Sie sind imstande sich Hilfe und Unterstützung von Erwachsenen zu holen und diese anzunehmen, weil sie wirksame individuelle Fertigkeiten entwickelt haben. Ebenso im Verhältnis zu ihren Altersgenossen. Sie benennen die Aspekte ihres Lebens, die sie beherrschen. Ihre Aufmerksamkeit und Energie richten sie auf diese Faktoren, nicht auf die, die sie nur begrenzt oder gar nicht beeinflussen können. Ein

resilientes Kind ist ein emotional gesundes Kind, welches Herausforderungen mit Erfolg angehen und sich nach einem Rückschlag schnell wieder fangen kann (vgl. Brooks; Goldstein 2007, S.26f).
Kinder sind nicht automatisch resilient, indem sie „günstige“ Eigenschaften oder ein positives Umfeld haben. Ein Kind ist erst dann resilient, wenn bestimmte Probleme bzw. Schwierigkeiten in seinem Leben auftauchen, es diese bewältigen muss und dies auch schafft. Es bedeutet nicht nur negative Erlebnisse zu überwinden, sondern gestärkt aus diesen hervorzugehen und die Erfahrungen für die Zukunft zu nutzen. Kinder die nicht resilient sind, scheitern an den Problemen und weisen starke Entwicklungsbeeinträchtigungen auf. Eventuell haben sie zu wenig positive Charakterzüge oder sie werden zu wenig unterstützt von ihrer Familie und/oder der Umwelt. Resilientes Verhalten beschränkt sich dennoch meist auf bestimmte Kompetenzen, nicht auf alle Bereiche (vgl. Wyrobnik 2012, S.25f).

1.2.1 Risikofaktoren

Heutzutage gibt es viele Kinder deren Eltern in Scheidung leben, damit verbunden ist die Kinderarmut durch den steigenden Anteil an Alleinerziehenden. Daraus ergeben sich wiederum neue Herausforderungen für die moderne Gesellschaft. Kinder werden dadurch mit einer Vielzahl von Problemen belastet, die die gesunde seelische Entwicklung negativ beeinflussen können. Unter Risikofaktoren verstehen wir ein Merkmal, das eine positive Verhaltensweise reduziert und stattdessen die Wahrscheinlichkeit negativer Konsequenzen erhöhen könnte.
Wenn sich ein Kind in einer kritischen Phase befindet, ist die Wahrscheinlichkeit größer, dass ein Risikofaktor die Entwicklung negativ beeinflusst. Gemeint sind die Entwicklungsübergänge und die damit verbundenen Belastungen.
Es gibt verschiedene Belastungen und Herausforderungen, deshalb gibt es folgende Abstufungen:

- Entwicklungsrisiken sind die normalen Krisen, die jedes Kind durchläuft und stellt z.B. den Übergang vom Kleinkindalter zum Vorschulalter dar.
- Auch akute Belastungskrisen, wie Streit der Eltern, gehören zum Lebensalltag eines jeden Kindes.
- Kritische Lebensereignisse sind hingegen von größerem Ausmaß, die ein Kind nachhaltig und schwer belasten, wie etwa der Verlust oder die Trennung der Eltern.
- Besonders schwerwiegend sind traumatische Krisen - wie Gewalt, Missbrauch oder Kriegserfahrungen für die kindliche Gesundheit.

Es ist jedoch auch wichtig die Wirkung eines Risikofaktors davon abhängig zu machen, inwieweit er als solcher wahrgenommen wird. Es ist z.B. möglich, dass die Scheidung der Eltern von manchen Kindern als weniger dramatisch wahrgenommen wird, als von anderen.

Die vorhandenen Krisen werden unterschiedlich bewertet, weil jeder Mensch eine individuelle Stresswahrnehmung besitzt.
Durch die erfolgreiche Bewältigung schwerer Situationen, kann die seelische Schädigung verhindert werden und gleichzeitig können die daraus erlangten Erfahrungen, für später auftretende Belastungen, erfolgreich angewendet werden.
Entwicklungsgefährdungen werden mithilfe der Erkenntnisse und Ergebnisse aus der Risikoforschung in zwei Gruppen unterteilt:

- Zum einen die Vulnerabilitätsfaktoren, dies sind kindheitsbezogene Merkmale, die biologische und psychologische Defizite beschreiben. Dazu gehören Geburtskomplikationen, niedriges Geburtsgewicht, neuropsychologische Defizite, schwierige Temperamentsmerkmale, körperliche und chronische Erkrankungen.
- Zum anderen die Risikofaktoren, diese werden häufig als Stressoren bezeichnet, da die Risikobedingungen in der Umwelt des Kindes zu finden sind. Dies wären z.B. Migrationshintergrund, elterliche Trennung, chronische familiäre Disharmonie, unsicheres Wohnumfeld, körperliche Misshandlung, sexueller Missbrauch, Vernachlässigung, chronische Armut, niedriger Sozioökonomischer Status, niedriges Bildungsniveau der Eltern, psychische Erkrankungen der Eltern, junge Elternschaft, Tod eines oder beider Elternteile, gewalttätige Nachbarschaft, Geiselnahme von Kindern, Naturkatastrophen oder Krieg (vgl. Wustmann 2011, S.95ff).

Die Literatur unterscheidet zwischen diskreten und kontinuierlichen Faktoren. Einige Risikobelastungen treten nur zu bestimmten Zeitpunkten und unregelmäßig auf, andere wirken sich kontinuierlich auf die kindliche Entwicklung aus. Außerdem muss immer berücksichtigt werden, ob Belastungen direkt auf das Kind übertragen werden, wie z.B. ein defizitärer Erziehungsstil, oder ob Stress, z.B. verursacht durch andauernden Streit der Eltern, das Kind indirekt erreichen (vgl. Wyrobnik 2012, S.21ff).

1.2.2 Schutzfaktoren

Einigen Kindern gelingt es ihren schweren Lebensbedingungen standzuhalten und sich darüber hinaus zu starken Persönlichkeiten zu entwickeln. Wie das möglich ist, wird folgend ausgeführt.
Amerikanische Forscher stellten fest, dass resiliente Kinder im Gegensatz zu den nicht resilienten Kindern aus derselben Risikogruppe seltener unter chronischen Krankheiten litten und die frühe Todes- und Scheidungsrate im Erwachsenenalter geringer ausfiel. Was unterscheidet also die resilienten von den anderen Kindern und welche Faktoren können die Risikobelastungen abfedern?
Es gibt eine Kette besonders schützender Faktoren, die sich gegenseitig beeinflussen und zu einem positiven Zusammenspiel führen. Darunter sind auf der einen Seite Schutzfaktoren zu verstehen, die das Kind selbst mitbringt, wie bspw. überdurchschnittliche Intelligenz, positives Temperament und Talente. Auf der anderen Seite wird den vorsorglichen

Merkmalen innerhalb der Familie und des sozialen Umfeldes des Kindes eine besondere Bedeutung zugeschrieben.
Schützende Faktoren sind nach Rutter „psychologische Merkmale oder Eigenschaften der sozialen Umwelt“, diese senken die Wahrscheinlichkeit psychischer Störungen.
Damit schlechte Erfahrungen verarbeitet und ausgeglichen werden können, müssen schützende Faktoren im Kind selbst oder in seiner Umwelt auftauchen. Mithilfe einer beschützenden und aufmerksamen Umwelt oder positiven Eigenschaften, kann ein Kind Mechanismen entwickeln, die ihm dabei helfen, sich gegen die negativen Einflüsse zu wehren.
Schutzfaktoren können dafür sorgen, dass Belastungen bzw. deren Auswirkungen entweder ganz verhindert oder zumindest ausgeglichen werden können und trotzdem eine gesunde Entwicklung unterstützt wird.

Es gibt drei Ebenen der Schutzfaktoren:

- Die *schützenden Faktoren im Kind*, auch personale Ressourcen genannt: dies sind z.B. einfache und positive Temperamenteigenschaften (ein Kind besitzt diese dann, wenn es offen, aktiv, liebevoll und ausgeglichen ist) – mit der Hilfe dieser Eigenschaften können Entwicklungsaufgaben, Krisen oder Hindernisse erfolgreicher bewältigen. Kinder mit positiven Temperamentsmerkmalen bekommen häufiger positive Rückmeldungen aus ihrer Umwelt, so wird die Selbstwirksamkeitsüberzeugung und auch das Selbstbild gestärkt. So können zwischenmenschliche Beziehungen gefördert werden, Freundschaften entstehen oder andere soziale Kontakte gestärkt und intensiviert werden.

- Dann gibt es die *schützenden Faktoren in der Familie*: Die Familie kann entweder einen schützenden oder einen Risikofaktorenbesetzten Rahmen einnehmen. Selbst wenn die Lebensumstände widrig sind, gelingt es den meisten Kindern, eine enge, positiv emotional stabile Beziehung zu mindestens einer Bezugsperson aufzubauen. Diese Person geht feinfühlig auf die Bedürfnisse des Kindes ein, gewährleistet eine kompetente, liebevolle und konstante Betreuung des Kindes. Feste Bindungen verhelfen Kindern zu einem Vertrauensaufbau, einem positiven Selbstbild und schaffen soziale Kompetenzen. Kinder orientieren sich eher an positiven Modellen und Vermittlern von Werten. Die gesunde Entwicklung von Kindern wird durch ein positives Erziehungsklima und ein wertschätzender Erziehungsstil gefördert.

- Außerdem gibt es die *schützenden Faktoren in der Umwelt:* Wenn resiliente Kinder keine Bezugs- oder Vertrauensperson haben, orientieren sie sich an schützenden Faktoren aus ihrem sozialen Umfeld. Dies sind z.B. Lehrer oder Nachbarn, sie können Berater bei Problemen sein oder auch Werte vermitteln. Sie dienen als Modell für soziale Handlungsweisen und konstruktives Bewältigungsverhalten. Im Jugendalter sind es dann die Freundschaften oder die Peer-Kontakte, die große Unterstützung bei der Kompensation von Belastungen und Problemen geben. Peer-Interaktionen

dienen einerseits zur Ablenkung und Erholung von familiären und schulischem Stress, auf der anderen Seite lernen sie soziale Kompetenzen wie Perspektivübernahme, gleichberechtigte Kommunikation, das Teilen und Empathie (vgl. Wyrobnik 2012, S.23ff).

1.3 Historischer Bezug – Die Kauai-Längsschnittstudie

Unter der Leitung von Emmy Werner und Ruth Smith wurde auf der Hawaiianischen Insel „Kauai“ eine Längsschnittstudie durchgeführt. Sie wird auch als Pionierstudie zur Resilienz bezeichnet, dort wurden ihre wesentlichen Faktoren entwickelt. Die Kinder hatten grundsätzlich keine guten Aussichten auf ein erfülltes, schönes Leben. Schon in der 2. Generation herrschten dort fremde Mächte, sodass die Kinder der Arbeiter von den Zuckerrohrplantagen der Insel, oft vernachlässigt oder sogar misshandelt wurden. Die Ehen der Eltern waren gefüllt von Streit, Alkoholismus und Armut. Niemand glaubte wirklich an diese Kinder (vgl. Berndt 2015 S.65).
Es wurde ein kompletter Geburtsjahrgang von 1955 mit 698 Mädchen und Jungen asiatischer und polynesischer Herkunft über 40 Jahre hinweg begleitet. Die Datenerhebung wurde mit 1, 2, 10, 18, 32 und 40 Jahren mittels Interviews, sowie Verhaltensbeobachtungen durchgeführt. Es wurden weiterhin Leistungs- und Persönlichkeitstests durchgeführt, Informationen von Gesundheits- und Sozialdiensten, Polizeibehörden und Familiengerichten erhoben. Ein hohes Entwicklungsrisiko durch vier und mehr Risikobedingungen wie Armut, Geburtskomplikationen, geringes Bildungsniveau der Eltern, chronische familiäre Disharmonie und elterliche Psychopathologie lagen bei rund einem Drittel der untersuchten Kinder vor. Bei zwei Dritteln dieser Kinder mit hohem Entwicklungsrisiko waren im Verlauf ihrer Entwicklung Lern- und Verhaltensstörungen beobachtbar. Sie wurden straf- und verhaltensauffällig oder litten unter psychischen Problemen im Jugendalter. Umso überraschender war es, als man feststellte, dass es resiliente Kinder gab. Denn das noch vorhandene Drittel hingegen entwickelte sich trotz der erheblichen Risikobelastungen zu zuversichtlichen, leistungsfähigen und selbstsicheren Erwachsenen. Dieses Drittel wurde als resilient bezeichnet (vgl. Wustmann 2011, S.187). Sie wurden im Säuglingsalter als sehr aktiv, sozial aufgeschlossen und liebevoll charakterisiert, sie waren anpassungsfähiger an neue Situationen, emotional ausgeglichener, kontaktfreudiger und fröhlicher im Vergleich zu den anderen, weniger resilienten Kindern. Sie wirkten selbstständiger, unabhängiger und selbstbewusster im Kleinkindalter. Ihre Bewegungs- und Kommunikationsfähigkeiten waren weiterentwickelter, sie hatten gute Selbsthilfefertigkeiten und wenn es ihnen notwendig erschien, konnten sie auch Hilfe erbitten. Ihre Haltung war in Problemsituationen eher proaktiv, das heißt sie waren aktiv um eine Problemlösung bemüht und nutzten ihre eigenen Fähigkeiten und Ressourcen effektiv aus, während andere sich eher reaktiv verhielten. Diese resilienten Kinder, 72 an der Zahl, hatten es geschafft, trotz ihrer schlechten Sozialprognose ein geregeltes Leben zu führen. Sie setzten sich Ziele, die sie erreichen konnten, haben sich

eingebracht im Sozialwesen der Insel, waren gut in der Schule. Resiliente Jugendliche waren verantwortungsbewusster, selbstständiger, zielorientierter und zeigten eine höhere Sozialkompetenz als nicht resiliente Jugendliche. Sie hatten mehr Selbstvertrauen in die eigenen Fähigkeiten, hatten mehr Konfliktlösefähigkeiten, mehr Zuversicht, mehr Hilfsbereitschaft und zeigten mehr Empathie. Viele Jugendliche mussten zu Hause mithelfen und eventuell hat die zeitige Verantwortungsübernahme die Entwicklung von Selbstwirksamkeit und Ausdauer begünstigt. Einige hatten Hobbys, die Trost und Sinn spendeten. Als sie 40 Jahre alt waren, war keine*r von ihnen arbeitslos, dem Gesetz negativ aufgefallen und auch nicht auf staatliche Fürsorge angewiesen. Tatsächlich wuchs jedes dritte, der stark vernachlässigten Kinder von Kauai, zu einem fürsorglichen, selbstbewussten und leistungsstarken Erwachsenen heran. Sie waren erfolgreich im Job und führten gute Beziehungen/Ehen (vgl. Berndt 2015, S.66).
Die weniger resilienten Kinder mieden die für sie schwierig erscheinenden Situationen, während die resilienten Kinder eine Art Selbstwirksamkeitsüberzeugung besaßen, was zur Folge hatte, dass sie die Bewältigung eines gewissen Schwierigkeitsniveaus zutrauten, entsprechend handelten und dadurch ihre Fähigkeiten weiterentwickelten.
Die meisten resilienten Kinder hatten die Möglichkeit, eine stabile, positiv-emotionale und enge Bindung zu mindestens einer Bezugsperson aufzubauen, die entsprechend auf die Bedürfnisse des Kindes einging, sodass dadurch ein sicheres Bindungsmuster entstehen konnte. Die Erziehung war von Respekt, Wertschätzung, Akzeptanz und Sicherheit im Erziehungsverhalten gezeichnet.
Die meisten resilienten Kinder haben auch außerhalb ihrer Familie Quellen emotionaler und sozialer Unterstützung. Diese Personen stehen einerseits dem Kind zur Seite und dienten andererseits auch als Modell für konstruktive Bewältigungsverhalten und für soziale Handlungsweisen. Zum Beispiel positive Erfahrungen in Bildungseinrichtungen, unterstützende Kontakte in der Nachbarschaft, positive Freundschaftsbeziehungen und Ressourcen auf kommunaler Ebene. Mit Hilfe der Kauai-Studie konnte empirisch belegt werden, dass Kinder unterschiedlich auf Belastungen und Herausforderungen reagieren (vgl. Pfeffer; Storck 2018, S.17f). Durch Emmy Werner konnte die bis dahin angenommene These, dass Kinder mit äußerst schlechten Bedingungen als Voraussetzung, kein erfülltes und glückliches Leben führen können, wiederlegt werden. Denn manchen Menschen gelingt trotzdem ihr Leben positiv zu gestalten (vgl. Berndt 2015, S.66).
Durch den veränderten Blickwinkel der Betrachtungsweise von Kindern durch diese Studie, entstanden erst die zwei Konzepte von unterschiedlichen Faktoren, die eine kindliche Entwicklung entweder risikoerhöhend (Risikofaktoren) oder risikomildernd (Schutzfaktoren) beeinflussen können.

1.4 Salutogenese

Die Salutogenese ist ein wichtiger nennenswerter Aspekt, wenn man sich mit der Thematik der Resilienz auseinandersetzt. Sie ist ein Ansatz der Gesundheitsforschung und beschäftigt

sich eben mit den Faktoren die den Menschen gesundmachen und erhalten. Resilienz und Salutogenese stehen in enger Verbindung, denn je resilienter (widerstandsfähiger) ein Mensch ist, desto gesünder bleibt dieser. Nachfolgend gehe ich auf das Konzept von Aaron Antonovsky und das Kohärenzgefühl ein.

1.4.1 Das ressourcenorientierte Konzept der Salutogenese nach A. Antonovsky

Mit der Entstehung und Erhaltung der Gesundheit beschäftigt sich das Konzept, der Salutogenese. Entwickelt von dem Medizinsoziologen Aaron Antonovsky. Sie ist in der Medizin und den Sozialwissenschaften allgemein gebräuchlich. Antonovsky prägte den Begriff und beschäftigte sich schon in den 70er Jahren sehr mit der Untersuchung, welche Faktoren dazu beitragen, dass Menschen gesund bleiben. Antonovsky führte eine Studie zur Anpassungsfähigkeit, an einer Gruppe von Frauen durch, die in jungen Jahren, in einem Konzentrationslager inhaftiert waren. Es gab, trotz der traumatischen Belastungen, Frauen, die physisch und psychisch vollkommen gesund waren. Daraufhin stellte er der westlichen Welt ein Konzept entgegen, dass sich mit positiven Gesundheits- und Entwicklungszuständen befasst, in Abgrenzung zur Pathogenese - die sich ja mit der Entstehung und Entwicklung von Krankheiten beschäftigt. Fokussiert werden bei der Salutogenese die Aspekte der Gesundhaltung des Menschen, so wie es bei der Resilienz die Fragen danach sind, was zur Widerstandsfähigkeit beiträgt. Salutogenese versucht Selbsthilfekräfte und Ressourcen zu stärken, also die positiven Umstände zu fördern. Die Grundidee des Konzeptes ist, dass alle mobilisierbaren Ressourcen in ihrer Wirksamkeit letztlich von einer zentralen Kompetenz abhängen, dem Kohärenzgefühl (vgl. Leipold 2015, S.30f).

1.4.2 Das Kohärenzgefühl

Das Kohärenzgefühl ist ein wichtiger Aspekt, wenn man Resilienz, als auch die Salutogenese betrachtet. Das Kohärenzgefühl meint die Grundhaltung des Individuums gegenüber der Welt und dem eigenen Leben. Es erzeugt ein Zugehörigkeitsgefühl sowie eine tiefe innere Zufriedenheit mit sich selbst und der Welt. Der Kohärenzsinn ist das Zentrum der Antwort, auf die Frage, wie Gesundheit entsteht. Aaron Antonovsky entwickelte dazu einen Fragebogen zur Lebensorientierung, der das Gefühl der Harmonie des Lebens als Grundeinstellung oder Zielgröße erfasst. Das Kohärenzgefühl bildet Variablen der Gesundheit und beinhaltet drei Komponenten:

1. Die Verstehbarkeit - die Fähigkeit, die Zusammenhänge des Lebens zu verstehen
2. Die Bewältigbarkeit - die Überzeugung, das eigene Leben gestalten zu können (ähnlich dem Begriff der ‚Selbstwirksamkeitserwartung' nach Albert Bandura)
3. Die Sinnhaftigkeit - der Glaube an den Sinn des Lebens

Diese drei Komponenten lassen sich nicht genau trennen, weshalb sie oft inhaltlich zusammengefasst werden, sie haben einen Gemeinschaftscharakter. Jeder Mensch entwickelt diese Eigenschaften in unterschiedlicher Ausprägung und je nachdem gehen

Menschen mit traumatischen Erlebnissen um. Der Kohärenzsinn kann zu einer besseren Lebensqualität führen und ist sehr förderlich im Stress-Bewältigungsprozess, da die Fähigkeit oder Bereitschaft sich positiven Konzepten zuzuwenden fördernd ist. Antonovsky stellt Zusammenhänge zwischen den organischen Funktionen wie: dem Immunsystem, dem Hormonsystem und dem Zentralnervensystem und dem Kohärenzsinn her. Ein Ausgangspunkt für die Untersuchung von Resilienz ist, dass der Kohärenzsinn mit gesundheitsbezogenen Variablen zusammenhängt. Jedoch ist das allein noch kein eindeutiger Beleg dafür, dass Kohärenzsinn auch zur Gesundheit führt. Möchte man die eigenen Ziel- und Wertstruktur verändern, so muss man auch den Kohärenzsinn verändern. Das ist eine Schlüsselvariable, wenn man die eigene Resilienz beeinflussen und steuern möchte, außerdem gibt es die Fähigkeit zur Einsicht in die relevanten Strukturen. Kohärenz bezeichnet zum einen eine Fragestellung und Sichtweise in der Medizin und zum anderen ein Rahmenkonzept, welches sich auf Faktoren und dynamische Wechselwirkungen bezieht, die wiederum zur Entstehung und Erhaltung von Gesundheit führen (vgl. Leipold 2015, S.30ff).

2 Heimerziehung

Laut §1 Abs.3 KJHG ist Heimerziehung eine Jugendhilfemaßnahme. Die verschiedenen Maßnahmen der Jugendhilfe sollen zur Verwirklichung des Rechtes eines Kindes oder Jugendlichen beitragen. Diese haben ein Recht auf Erziehung zu eigenverantwortlichen und gemeinschaftsfähigen Menschen. Im folgenden Kapitel gehe ich auf die Grundlagen der Heimerziehung ein, wobei dies nur ein kurzer Auszug ist. Anschließend möchte ich die Entwicklung der Heimerziehung darlegen, da diese von großer Bedeutung für die Herausstellung der Individualität der Kinder und Jugendlichen ist, die dort leben. Außerdem schreibe ich etwas zur Resilienzförderung und den Herausforderungen der Möglichkeiten von Bindungsangeboten in der Heimerziehung.

2.1 Grundlagen der Heimerziehung

Im Jahr 2017 wurden in Deutschland bundesweit 1.118.347 Kinder, Jugendliche und junge Volljährige gezählt, die eine Hilfe zur Erziehung in Anspruch genommen haben. Damit wurde ein neuer Höchststand erreicht. Die Wachstumsdynamik bei Fremdunterbringungen hat jedoch deutlich nachgelassen (vgl. hzemonitor 2017, Internetquelle).
Leider haben viele Heim- und Pflegekinder in ihren ersten Lebensjahren bereits Trennungen, Vernachlässigung und/oder Misshandlungen erleben müssen. Diese Kinder und Jugendlichen zeigen häufig auffälliges Verhalten und ungünstige Entwicklungsverläufe. Erkenntnisse aus der Bindungsforschung führen zu einem günstigeren Verständnis der Verhaltensweisen, verdeutlichen Entwicklungswege und liefern Antworten zu Fragen der Notwenigkeit von Fremdplatzierungen und deren Gestaltung.

Anlass für eine Intervention in der Familie waren im Jahr 2006 wie folgt aufgeteilt:

- Überforderung der Eltern oder eines Elternteils – 41,5%
- Beziehungsprobleme – 26,1%
- Verhaltensauffälligkeiten des Kindes oder Jugendlichen – 15,3%
- Vernachlässigungen – 11,5%
- Anzeichen für Misshandlungen – 9,4%
- Anzeichen für sexuellen Missbrauch – 2,4%
- sonstige Gründe – 28%

Es sind weniger die Verhaltensauffälligkeiten der Kinder, als die psychischen und sozioökonomischen Probleme der Eltern verantwortlich, die eine Notwendigkeit für eine stationäre Hilfe begründen. Kaum möglich sind genaue Aussagen über die Anlässe, die zu einer stationären Hilfe zur Erziehung oder zu einer kurzzeitigen Schutzmaßnahme führen.
Es besteht keine Anzeigepflicht bei Misshandlung, Vernachlässigung und sexueller Gewalt, obwohl dies Straftaten sind. Die Kriminalisierung würde womöglich weder den Kindern noch den Eltern helfen, da diese sich höchstwahrscheinlich danach dem Hilfsangebot verweigern würden (vgl. Höfer 2010 S.17ff).
Man versteht den Tatbestand einer *Kindeswohlgefährdung*, wenn Kindern, die auf die Pflege, Ernährung, die gesundheitlichen Maßnahmen, die Aufsicht und den Schutz von ihren Eltern angewiesen sind, welche für ihr Überleben und Wohlergehen erforderlich sind, nicht gesorgt wird und sie dadurch beeinträchtigt und geschädigt werden (vgl. Müller-Schlotmann 1997, S.10).
Es folgt eine Unterteilung in psychische und physische Gewalt:
Zur psychischen Gewalt zählen z.B.

- fehlende emotionale Zuwendung
- kein Verständnis für die Bedürfnisse des Kindes
- Ablehnung

Unter physischer Gewalt werden versteht man z.B.

- mangelnde und falsche Ernährung
- nicht ausreichende Hygiene
- unzureichende Aufsicht
- wenig bis keine Anregung und Bewegungsräume sowie
- fehlende medizinische Versorgung

Entwicklungsverzögerungen, körperliche und psychische Erkrankungen, außerdem in schwerwiegenden Fällen der Unterversorgung, auch der Tod, können die Folge sein.
Meistens haben die betroffenen Familien ein sehr niedriges Einkommen und haben psychosoziale Probleme. Meist liegen familiäre Krisen, psychische Erkrankungen, Behinderungen und Suchtproblematiken vor. Typische Merkmale dieser Familien sind häufig - Hilflosigkeit- und Ohnmachtsgefühle, Passivität, gestörte Wahrnehmungen der eigenen,

sowie der Bedürfnisse des Kindes, soziale Isolation und fehlende Ausdrucksmöglichkeiten (vgl. Höfer 2010, S.36f).

Fügt man einem Menschen aktiv und absichtlich physischen und psychischen Schaden zu, so ist das eine *Misshandlung* (vgl. Müller; Schöttle 2002, S.220).
Zur physischen Misshandlung (die oft kontinuierlich eingesetzt werden) zählen z.B.:

- Stiche
- Verbrennungen
- Schläge und Stöße

Psychische Misshandlung umfassen z.B.:

- Drohungen
- Demütigungen
- ständige Kritik dem Kind gegenüber
- Einsperren
- Entwertung

Prellungen, Knochenbrüche, Verhaltensstörungen, Wunden und psychische Auffälligkeiten können Folgen von physischer und psychischer Gewalt sein.
Ohnmachtsgefühle und Hilflosigkeit, sowie Wut bilden oft einen Hintergrund für Misshandlungen, sie sind außerdem situationsgebunden. Viele misshandelnde Eltern haben eine niedrige Frustrationstoleranz und eine geringe Impulskontrolle (vgl. Höfer 2010, S.37f).

Wird ein Junge oder Mädchen, von einem Erwachsenen, zur Befriedigung der eigenen sexuellen Bedürfnisse benutzt, so ist das *sexueller Missbrauch*. Das beinhaltet, sexuelle Handlungen die an, vor und mit Kindern vorgenommen werden. Aufgrund ihrer noch nicht ausgereiften kognitiven und emotionalen Entwicklung, sind Kinder nicht in der Lage, sexuellen Beziehungen zu Erwachsenen wissentlich zuzustimmen (vgl. Enders 1990, S.20). Leider besteht meist schon eine Beziehung, die durch Abhängigkeit, Vertrauen oder Zuneigung geprägt ist, zwischen den Opfern und Tätern. Deshalb ist eine Gewaltanwendung physischer Art häufig nicht nötig. Leider handelt es sich oft um das Ausnutzen von Macht- und Abhängigkeitsverhältnissen, so werden die Macht- bzw. Dominanzbedürfnisse der Täter befriedigt. Kinder aller Altersstufen sind betroffen von sexuellen Gewalttaten, oft über mehrere Jahre hinweg.

Missbrauchspraktiken sind z.B.

- Exhibitionismus
- Verbale sexuelle Annäherung
- Sexualisierte Küsse
- Zungenküsse
- das Vorführen pornographischen Materials
- Berührung von Po, Geschlechtsteilen und Brust
- erzwungener oraler, analer und vaginaler Geschlechtsverkehr

Die Grenzen zwischen liebevoller Zärtlichkeit und sexuellem Missbrauch ist sehr abhängig von dem Erleben des Kindes und den in der Familie geltenden Sexualnormen. Beispielsweise ist nackt sein in der einen Familie völlig normal und man geht gemeinsam baden, dann ist das natürlich kein sexueller Missbrauch, das ist jedoch nicht überall der Fall.
Die Täter nutzen zu Beginn oft die kindliche Neugier aus und tarnen die Tat somit als Spiel, indem sie z.B. sagen, sie möchten das Kind „kitzeln“ oder „kraulen“.

Die Folgen sexuellen Missbrauchs sind z.B.

- Konzentrationsstörungen, Schlafstörungen
- Mager- und Esssucht
- Zwangsstörungen, Ängste
- Geringes Selbstwertgefühl
- Scham- und Schuldgefühle
- Drogen- und Alkoholkonsum
- Depressionen, Aggressionen, selbstverletzendes Verhalten
- Weglaufen, sozialer Rückzug, Suizidneigung
- psychosomatische Symptome und Promiskuität

Individuell sind diese sehr verschieden und hängen von vielfältigen Faktoren ab. Sie sind abhängig vom Alter des Opfers, Geschlecht, Dauer, Häufigkeit der Übergriffe, Gewalteinwirkungen und den Reaktionen der Umwelt. Zu den oben genannten Folgen kommen noch die sofort sichtbaren, körperlichen Verletzungen, wie bspw. striemenartige Spuren an den Innenseiten der Oberschenkel, sowie Verletzungen und Bisswunden im Genitalbereich hinzu. Dies ist nur ein kleiner Ausschnitt der möglichen Auswirkungen und diese sind kein gültiger Beweis für einen sexuellen Missbrauch, aber es kann ein Hinweis sein, dem nachgegangen werden muss. In diesem Fall scheint es keinen Zusammenhang zwischen sexuellem Missbrauch und sozialer Lage der Familie zu geben, er findet in jeder Sozialschicht statt. Der Missbrauch kann auch gleichzeitig mit psychischer Vernachlässigung, körperlicher Misshandlung und Suchproblematiken passieren.
Kindern wird eigentlich immer ein Redeverbot erteilt, ihnen wird eingeredet, dass sie ins Heim kommen, wenn sie etwas sagen oder ihre Eltern sterben würden.
In den 1980er Jahren ergaben Schätzungen ca. 300.000 Fälle sexuellen Missbrauch jährlich. Neueren Schätzungen nach wird in Deutschland etwa jedes vierte bis fünfte Mädchen und jeder zwölfte bis dreizehnte Junge sexuell missbraucht (vgl. Höfer 2010, S.38ff).
Wird einer dieser Tatbestände aufgedeckt, muss das Kind meist aus der Familie raus, je nachdem wer der Täter ist. Gibt es keine anderen Angehörigen, passende Pflegefamilie oder andere Optionen, muss das Kind in eine stationäre Einrichtung aufgenommen werden. Heutzutage ist die Heimerziehung vorangeschritten und passt sich oft an die individuellen Bedürfnisse des Kindes an oder versucht dies zumindest.
Laut Goffman existieren Anstalten wie die „totale Institution“ nicht mehr, jedoch lohnt sich hier nicht nur der historische Blick auf die Gegebenheiten. Denn so sind unbeabsichtigte Nebenwirkungen, bei der Umsetzung eines Organisationsmodells, klar erkennbar und unter Umständen haben diese eine größere Bedeutung, als die eigentlichen Ziele der Organisation.

Eine Einrichtung, die versucht das Leben der zu betreuenden Menschen (total) zu bestimmen, ist eindeutig gekennzeichnet. Wie ich folgend beschreiben werde, allerdings erfüllt natürlich keine Anstalt alle dieser Merkmale.
Die Merkmale einer totalen Institution sind:

- Einen rationalen Plan für das Gesamtziel zu haben -> alle sollen sich auf die Besserung der Kinder und der notwenigen Versorgung konzentrieren, eigene Ziele und Individualität der Kinder, spielen keine Rolle.
- Die totale Überwachung -> denn alles was das Leben der Kinder angeht, findet am selben Ort und unter derselben Autorität statt.
- Der Rollenentzug und die Degradierung -> auf Status und Positionen die sie durch Rollen außerhalb der Institution hatten, muss verzichtet werden. Dies wird oft demütigend bei der Aufnahme verdeutlicht, persönliches wird einbehalten, Anstaltskleidung – die auch in der Öffentlichkeit getragen werden soll, wird ausgeteilt.
- Ein System formaler Regeln -> in dem theoretisch alle Kinder gleichbehandelt werden sollen und das Leben der gesamten Institution bestimmt wird. Gekennzeichnet durch eine feste Hierarchie, die eine Berücksichtigung individueller Interessen, Motive, Voraussetzungen und Kompetenzen nicht beachtet.
- Verstöße die bestraft werden -> um das System durchzusetzen. Es gibt einen Strafkatalog, meistens handelt es sich um materielle Güter und gewisse Freiheiten.
- Gehorsam, der belohnt wird -> eben mit den zuvor genannten Gütern, die bei Verstößen entzogen werden.
- Die Anstalt ist zweigeteilt -> in die Mitarbeiterschaft und die Kinder. Durch die zuvor genannten Strukturen bilden sich zwei Welten heraus. Die Mitarbeiterschaft ist dazu angehalten die Einhaltung der institutionellen Regeln durchzusetzen. Die Kinder müssen sich anpassen.
- Die Subkulturbildung der Insassen -> die Insassen suchen einen Weg einmalig oder überhaupt jemand zu sein, so passiert es z.B., dass Insassen eines Gefängnisses es viel häufiger drogensüchtig verlassen, als sie beim Einzug waren.
- Vorbereitung auf das Leben „danach“ -> Anstalten bereiten eher nicht auf das Leben danach vor, so kann es passieren, dass wenn die Regeln entfallen, auch die Orientierung entfällt. Eine Versorgungshaltung kann entstehen und die Selbstständigkeit entfällt.
- Die Zugehörigkeit zur Institution -> sie stellt einen Makel/Stigma dar, so wird z.B. gesagt, wenn etwas passiert ist, war es grundsätzlich jemand aus dem Heim.

Die Folgen für Kinder und Jugendlichen sind bspw. Arrangement mit Gegebenheiten, Doppelleben führen, Versorgungshaltung stellt sich ein (können Wäsche nicht allein zusammenlegen). Die Folgen für Mitarbeiter*innen sind die Doppelmoral (übersehen von Regelverstößen, Legalisierung von Regelverstößen), außerdem stehen sie immer zwischen Leitung und Zögling (vgl. Schleiffer 2014, S.9ff).

2.2 Entwicklung der Heimerziehung

Es kann uns eigentlich nur verwundern, dass die Ergebnisse der Bindungsforschung bislang in der Theorie der Heimerziehung fast keine Aufnahme fand, wenn man sich überlegt, dass die Bindungstheorie vor fast 50 Jahren vom englischen Psychoanalytiker und Kinderpsychiater John Bowlby doch gerade im Kontext der Heimerziehung begründet wurde.
Annemarie Dührssen ist der Annahme, dass die Heimerziehung, die „seelisch-geistige Vernachlässigung“ durch die Mutter, unmöglich kompensieren könnte (vgl. Schleiffer 2014, S.15f).
Michael Rutter wies darauf hin, dass die Trennung der Mutter vom Kind natürlich sehr schlimm sei, allerdings dürfe man auch nicht die anderen negativen Eindrücke auslassen, wie z.B. der Aufenthalt in dem Heim an sich, da das Zahlenverhältnis zwischen Betreuer und Kind sehr ungünstig ist, den Schichtdienst, den hohen Personalwechsel, zudem wenig anregendes Milieu. Das wurde schon 1972 von Erving Goffman festgestellt. Die Lebensumstände waren so widrig für Kinder, dass sie unmöglich gestärkt oder gar gesund aus dem Heim kommen würden. Außerdem leiden die Kinder nie erst in dem Heim unter den Umständen, sondern haben schon zu dem Zeitpunkt vor dem Heim in ihrer Familie keine „guten“ Beziehungen erfahren. Es lässt sich nicht eindeutig ausmachen, inwieweit die Erkenntnisse der Bindungsforschung die Theorie und Praxis der Heimerziehung in Deutschland beeinflusst haben. Ein Grund könnte die späte Übersetzung ins Deutsche von Bowlbys Trilogie in den 1970er Jahren gewesen sein.
Der erfahrene Heimpädagoge Andreas Mehringer vertrat auch das Konzept einer familienorientierten Heimerziehung, die an einen langen, am besten von früher Kindheit an, Heimaufenthalt festhielt. Reformorientierte Vertreter aus privaten Einrichtungen hingegen meinten, dass es aussichtslos sei, familiäre Beziehungen überhaupt nachahmen zu wollen. Wenn aber der Bereich der Einrichtung als Erziehungsfeld im gesamten Lebens- und Erlebnisbereich gestaltet werden sollte, muss man bedenken, dass dieses Angebot für eine Klientel aus weitgehend stabilen Familien angedacht war. Stammen die Kinder allerdings aus unsicheren Bindungsverhältnissen, konnte man davon ausgehen, dass diese das Angebot nicht interessiert explorieren wollten/konnten.
Eine Bestandsaufnahme bezüglich der derzeit angebotenen Formen der Heimerziehung zu erhalten, von einem Beobachter von außen, dürfte schwer sein, da es „das“ Heim als solches nicht mehr gibt. Das Heim wird nicht mehr als totale Institution, im Sinne des amerikanischen Soziologen Erving Goffman gesehen. Die klassische Form der Heimerziehung hat ausgedient. Sie wird als ein lebensweltorientiertes Hilfearrangement gesehen, was sehr gut ist.
Man darf davon ausgehen, dass sich in der Heimerziehung auch ohne Unterstützung einer praktischen Theorie in den letzten 30 Jahren einiges zum Besseren entwickelt hat. Auch wenn durch die Beschreibung der aktuellen Heimerziehung mit Begriffen wie Integration, Partizipation, Lebensweltorientierung, Alltagsorientierung oder Normalisierung, Zweifel aufkommen dürften (vgl. Schleiffer 2014, S.74ff).

Klaus Wolf, ein Erziehungswissenschaftler, skizziert 1995 die großen Linien der Veränderungen in der Heimerziehungspraxis in 6 folgende Punkte:

1. *Dezentralisierung* = Die Verteilung von ursprünglich zentralisierten Funktionen, Autoritäten, Einflüssen, Wohnverhältnissen u.a. auf mehrere Zentren.
   Die Verlagerung von Gruppen außerhalb eines zentralen Heimgeländes, räumliche Zersiedelung und die Verlagerung von Kompetenzen auf die Mitarbeiter der kleineren Einheiten. Gründe dafür, dass ein Heim zumindest behauptete dezentralisiert zu haben sind - dem „Trend“ zu folgen, Projekt „Schöner Wohnen“, Vermeidung der Anstaltserziehung, Entwicklung lebensweltorientierter Betreuung.
   Dem Trend folgen zu wollen, weil es modern war, hauptsächlich sollten die Fortschritte äußerlich erkennbar sein, im Inneren ist oft keine Veränderung bemerkbar. Als es zum Rückgang der Nachfrage an Heimplätzen kam (zeitweise), wurde dieser Prozess auch spätestens für alle notwendig. Mit „Schöner Wohnen“ ist gemeint, dass man hauptsächlich attraktivere Wohnungen/Häuser wollte. So landete man evtl. in einer Villengegend, mit genug Platz, allerdings war die Herkunft der Jugendlichen ein Problem für die Nachbarschaft, der Vorteil hier war zum einen, dass besonders schwierige Jugendliche nicht mehr in andere Einrichtungen verlegt werden mussten, sondern sie konnten in eine andere dezentralisierte Gruppe versetzt werden. So bekam weder das Jugendamt, noch sonst jemand Außenstehendes etwas davon mit.
   Unselbstständigkeit, Stigmatisierung und Subkultur sollten durch Dezentralisierung abgeschafft werden. Unselbstständigkeit, die sich durch die Versorgungshaltung entwickeln konnte. Denn oft war das, was sie im Heim lernten, draußen nicht anwendbar und andersherum. Das sollte durch Dezentralisierung aufgehoben werden, da sie Selbstständigkeit zulässt.
   Des Weiteren sollte der Stigmatisierung vorgebeugt werden, denn grundsätzlich wird jedes Kind durch eine Heimeinweisung stigmatisiert. Denn je mehr Kinder in einer Anstalt zusammenleben, desto stärker bestimmt sie die Stigmatisierung aufgrund der Zugehörigkeit zu dieser Gruppe. In großen Gruppen ist es kaum möglich den kollektiven Zuschreibungsprozessen zu entrinnen.
   Außerdem soll Bildung von Subkulturen verhindert werden. Das Problem ist die Entwicklung einer heimspezifischen Subkultur, die ihre Normen, Wertevorstellungen und Gebräuche in erster Linie aus der Abgrenzung von den offiziellen Anstaltsregeln gewinnt. Dies benötigen sie zur Sicherung ihrer individuellen und kollektiven Identität gegenüber der totalen Institution.
   Ein weiterer Nachteil an zentralisierten Einheiten ist, dass sich die Probleme nicht nur auf das Heimgelände beschränken, sondern sie gravierende Folgen für die Nachbarschaft haben können, was durch die Dezentralisierung gemildert werden kann. Dezentrale Einheiten sind so klein, dass sich im besten Fall keine Subkultur bildet.
   Eine straffe Hierarchie ist immer nachteilig für die Erziehung. Die Menschen, die am meisten mit den Kindern zu tun haben, stehen in der Hierarchie ganz unten. Und das sind Bezugspersonen für die Kinder und Jugendlichen. So beruhen die Macht und der Einfluss der Erziehenden meist auf der Androhung von Sanktionen. Leider bleiben

auch bei der Dezentralisierung straffe Hierarchien bestehen, da die Leitung die Erzieher durch das Einführen neuer Vorschriften weiterhin kontrollieren möchte. Lebensweltorientierte Lebensbedingungen, schaffen ist ein weiterer Punkt der Dezentralisierung. Die Maßstäbe ergeben sich aus den individuellen Lebenserfahrungen (welche Bedrohungen, Missbräuche, Armut gab es am vorherigen Lebensort und welche gibt es jetzt?). Die Schaffung von kleinen Wohneinheiten ist die Voraussetzung für eine Verbesserung der Lebensbedingungen in der Heimerziehung. Die Lebensbedingungen unter denen Erziehung stattfindet, müssen realistisch sein.

2. *Entinstitutionalisierung* = Hier soll die Trennung von hauswirtschaftlichen, therapeutischen und pädagogischen Funktionsbereichen reduziert werden. Das heißt, die arbeitsteilige Organisation, flexible von Pädagogen & Kindern beeinflusste Regeln, flexible Nutzung der Ressourcen sollen geschaffen werden. Die Regeln und die Personen stehen im regelmäßigen Anpassungsprozess. Die Erziehungsziele werden individuell definiert. Das Problem hier könnte sein, dass die Selbstständigkeit der Mitarbeiter und Kinder verloren geht, denn jeder nimmt nur die Probleme seines Arbeits-/Lebensbereiches wahr.
   Je weniger flexibel die Organisation Regeln setzt und ausführt, desto heftiger sind Krisen, die die Regeländerungen schließlich erzwingen. Vertrauen, Zuwendung, Anteilnahme, Wohlwollen, Liebe bleiben so auf der Strecke.
   Flexible Nutzung der Ressourcen bedeutet, dass nicht nur Kinder aufgenommen werden, die in die Einrichtung „passen“.

3. *Entspezialisierung*= Gruppenergänzende Dienste, die meist psychotherapeutische Maßnahmen anbieten, sollen hier innerhalb der Einrichtung reduziert werden. Durch die Trennung der pädagogischen Grundversorgung und der therapeutischen Versorgung, durch meist höher qualifizierte, besser bezahlte Mitarbeiter*innen, könnte der Stellenwert von Erziehung und den Einflussmöglichkeiten steigen. Außerdem bedeutet es die Aufhebung der Spezialisierung von Heimen für Gruppen von Kindern. Tatsächliche oder vermeintliche Problemfälle sollten so nicht mehr so einfach abgeschoben werden können. Daraus resultierte oft eine Verlegung des Kindes und es kam zu zerstückelten Biographien.

4. *Regionalisierung*= Damit ist gemeint, dass Kinder in wohnortnahe, „milieunahe“ Heime untergebracht werden, damit dem betreffenden Kind oder Jugendlichen immer auch eine identitätsstiftende Funktion erschließbar ist. Eine Herausnahme des Kindes aus seinen bekannten Umfeld, beendet nicht unbedingt seine vermeintlich schlechten Einflüsse. Es kommt zur Identitätszerstörung, Verdrängung und Entwurzelung. Zur Identitätssicherung sollte eine Unterbringung an einem ursprünglichen sozialen Ort des Kindes bevorzugt werden. Für die Kinder und Jugendlichen ist dieser Teil der Heimreform der wohl Wichtigste.

5. *Professionalisierung*= Die Anforderungen, die an die beruflichen Fähigkeiten und Fertigkeiten zu stellen sind, steigen durch die Veränderungsprozesse. Diese betreffen deren Persönlichkeit und beinhalten theoretisches und praktisches Wissen. Ambiguitätstoleranz, Empathie, soziale Fantasie, selbstkritische Reflexivität und Rollendistanz werden gefordert. Notwendig ist eine dauernde Fortbildung, um die Fachkompetenz zu erweitern. Sowie die Möglichkeit zur Supervision, um sinnvolle, individuelle Strategien zu entwickeln, mit Belastungen umzugehen (vgl. Schleiffer 2014, S.78ff). Kinder wollen nicht behandelt oder nur erzogen werden, sondern möglichst normal leben und aufwachsen. Ihre Erziehung, gegebenenfalls Behandlung, soll nicht neben dem Leben stattfinden oder wie in einer Anstalt, statt des Lebens, sondern sie sollte im und durch das Leben stattfinden (vgl. Wolf 1995, S.41f).

6. *Individualisierung*= Das Leben der Kinder und Jugendlichen im Heim, muss eine individuelle Konstruktion von Biographien zulassen und fördern, Sinn von Handlungen und normativen Orientierungen individuell zu entwickeln und zu legitimieren. Das einzelne Kind muss „Herr“ der ihn betreffenden Planungen sein. Das heißt, ausgerichtet an deren Lebenserfahrungen, die ihre Bedürfnisse und Interessen bestimmen. Ein kaum zu vermeidendes Handicap ist die Erziehung in Gruppen, da sie zwangsläufig immer mit einem beträchtlichen Organisationsgrad verbunden ist. Familienähnlich werden diese Gruppen dann mit höchstens 10 Kindern genannt, Privatheit und Intimität sind so aber kaum möglich.
   Außerdem sollen individuelle Betreuungsarrangements geboten werden, um Elemente aus den bisherigen Lebenserfahrungen und der weiteren Lebensperspektive des einzelnen Kindes zu schaffen (vgl. Schleiffer 2014, S.79).

Weitgehend aufgehoben haben die oben genannten Reformbestrebungen den Anstaltcharakter der Heimerziehung. Als es gelang die ursprünglich als Alternativen und konkurrierende Erziehungshilfeangebote angedachten Maßnahmen, wie die intensive Einzelbetreuung als betreutes Wohnen oder die Tagesgruppe umzusetzen, erwies sich der Heimerziehungscharakter als flexibel und durchaus wandlungsfähig (vgl. Schleiffer 2014, S.80).
Die Bandbreite der zu findenden Bewertungen von Heimen und Heimerziehung ist in der Literatur recht groß. Zum einen wäre, dass das Bild eines Heimes in dem man „landet“, zum anderen der Heimerziehung als Notmaßnahme oder aber auch als ein Ort einer alternativen, postmodernen Lebensform. Eine Beschreibung der oben genannten dezentralisierten, entspezialisierten und flexibilisierten Heime lautet: „Heimerziehung entwickelt sich in unserer Gesellschaft faktisch zu einer Normalform von Sozialisation. Sie wandelt sich vom Spezialfall des Aufwachsens zu einer biographisch üblichen Option. Kurz: Heimerziehung wird gesellschaftlich normalisiert“ (vgl. Winkler 1990, S.437).

Durch Alltagsorientierung und auch Lebensweltorientierung soll den Tendenzen einer Therapeutisierung, Bürokratisierung und Stigmatisierung entgegengewirkt werden, genauso wie durch ressourcenorientiertes Denken einer Pathologisierung.
Warum sich institutionelle und personelle Verlässlichkeit unbedingt ausschließen müssen, kann man bindungstheoretisch sensibilisiert nicht so recht verstehen. Das Verhältnis zwischen Heimerziehung und Familienerziehung scheint sehr widersprüchlich zu sein. Auf der einen Seite setzt sich das Prinzip der familiengleichen Gruppenerziehung durch und auf der anderen Seite sollen familienorientierte Gruppen an Bedeutung verloren haben, weil der Unterschied zur Familie doch nicht ausgeglichen sei. Dem Kinder- und Jugendhilfegesetz (KJHG) sollen die Maßnahmen der Jugendhilfe grundsätzlich eine Rückkehr des Kindes oder Jugendlichen in seine Herkunftsfamilie anstreben. Sollte wirklich keine Rückführung in die Ursprungsfamilie möglich sein, komme als Hilfe zur Erziehung eine Erziehung in einer familienähnlichen Lebensform oder gar einer anderen Familie in Frage.
In der aktuellen Literatur zur Heimerziehung wird der Familie immer noch eine bedeutsame Rolle zugeschrieben. Allerdings gilt dies nicht unbedingt für Säuglings- und Kleinkinder. Für diese kann es durchaus sehr schwer sein nach einer desolaten familiären Situation, sofort in eine Pflege- oder Adoptivfamilie zu kommen. Diese jungen Kinder brauchen erst eine gewisse Distanz zu ihren Ursprungsfamilien und den bis dahin gewonnenen Erfahrungen, um sich zu einem späteren Zeitpunkt neu anbinden zu können. Vernachlässigt man das, misslingt eine Einführung in eine Pflegefamilie meist und es kommt zu einem Abbruch des Pflegeverhältnisses. Es wird davon ausgegangen, dass ein Kind erst eine bestimmte Zeit eine nicht-familiär strukturierte Situation braucht, um eine gewisse Sicherheit aufzubauen und von sich aus zu versuchen, zu Erwachsenen in eine Beziehung treten zu können, ohne dabei mit Elternansprüchen konfrontiert zu werden. Für diese kleinen Kinder ist es besser eine geeignete Lebensperspektive in Pflege- oder Adoptionsfamilien zu finden, da sie durch die nichtfamiliären Strukturen wie z.B. in einem Heim, korrigierende Erfahrungen gemacht haben, die sie aus bindungspsychologischer Sicht so verändert haben, dass eine Rückführung in die Ursprungsfamilie nicht angemessen wäre. Ansonsten könnte man seitens des Kindes nur von einer oberflächlichen Anpassung ausgehen. Das Kind könnte durch Seiten der Pflegeeltern, durch deren Wunsch einer tiefen emotionalen Bindung überfordert werden. Eine Alternative für diese Kinder wäre auch eine Unterbringung in einem SOS-Kinderdorf oder einer Familiengruppe.
Eine weitere indirekte Funktion des Heims ist eher die Übergangsfunktion, als Platzhalter oder diagnostische Station für eine andere Form der Fremdunterbringung, als das Kind in seine Herkunftsfamilie zurückzuführen oder gar auf eine Selbstständigkeit hinzuarbeiten. Lothar Utzner sagt bspw., dass für die Heimunterbrinung von sehr kleinen Kindern die Leitidee einer diagnostisch-therapeutischen vorrübergehenden Einrichtung zu bevorzugen wäre. Sollte eine Pflege- oder Adoptionsfamilie nicht in Frage kommen, müsste man andere Formen für eine Langzeitunterbringung in Betracht ziehen.
Grundsätzlich steht fest, dass wenn die Struktur und Geborgenheit gleichermaßen bedacht werden, auch die Qualität pädagogischen Handelns steigt. Ganzheitliches Begegnen, mit den

Kindern in eine Beziehung zu treten, stellen eine Fähigkeit guter Heimerziehung dar (vgl. Wustmann 2011, S.122ff).

2.3 Resilienzförderung in der Heimerziehung

Wustmann ist der Annahme, dass zum einen die Verminderung von Risikoeinflüssen, sowie die Erhöhung von Resilienz- und Schutzfaktoren, als wichtigste Ziele von Interventionsmaßnahmen in Bezug auf die Erhöhung von Resilienz, im Kontext der Heimerziehung, zu nennen sind. Es müssen:

1. Die Auftretenswahrscheinlichkeit von Risikoeinflüssen und den damit verbundenen Folgereaktionen vermindert werden.
2. Die Stress- und Risikowahrnehmung und die situativen Bedingungen bei dem Kind verändert werden.
3. In der Betreuungsumwelt des Kindes die sozialen Ressourcen erhöht werden.
4. Die kindlichen Kompetenzen gesteigert werden.
5. Interpersonelle Prozesse qualitativ verbessert werden.

Es ergeben sich verschiedene Schlüsselstrategien für die Konzipierung von Interventionsmaßnahmen:

- *Risiko-zentrierte Strategien*: das Ziel ist, das Ausmaß an Gefährdungen und risikoerhöhenden Bedingungen zu verringern. Spezielle Angebote für Risikokinder könnten hier eine Maßnahme sein. Zum Beispiel spezielle Hilfeangebote für Migrantenkinder, Trennungs- und Scheidungskinder, Kinder die den Tod eines Elternteils erlebt haben etc.
- *Ressourcen-zentrierte Strategien*: die Effektivität vorhandener personaler und sozialer Ressourcen im Leben des Kindes zu erhöhen, ist hier das Ziel. Die Kompetenzsteigerung bei dem Kind und seinen Bezugspersonen hat oberste Priorität. Zum Beispiel könnte man hier Fort- und Weiterbildungsangebote für pädagogische Fachkräfte zur Verbesserung der pädagogischen Qualität anbieten.
- *Prozess-zentrierte Strategien*: die für die kindliche Kompetenzentwicklung wichtigen protektiven Systeme wie das Bindungssystem, das Bewältigungsmotivationssystem oder selbstregulative Systeme, sollen hier in die individuelle Entwicklung eingebunden und verfügbar gemacht werden. Die Interventionsmaßnahmen legen ihr Augenmerk hier bspw. auf die Entwicklung und Sicherung einer positiven Eltern-Kind-Bindung oder die Förderung von Stressbewältigungskompetenzen.

Der Beginn, die Dauer und die Intensität der Interventionsmaßnahme bestimmen nachhaltig ihren Erfolg. Die Chance zur Resilienzförderung kann anhand dieser Wirkprinzipien herausgestellt werden (vgl. Wustmann 2011, S.122ff).
Außerdem ergeben sich zwei Ebenen mit denen wir Kindern frühzeitig, lang andauernd und intensiv Möglichkeiten anbieten können, wichtige Basiskompetenzen zu erlangen, welche sie dann in schwierigen Lebenssituationen nutzen können. Zum einen können wir das Kind auf der individuellen Ebene fördern, eben direkt am Kind (Förderung von Basiskompetenzen/Resilienzfaktoren). Hier kann man z.B. Problemlösefertigkeiten,

Verantwortungsübernahme, Selbstregulationsfähigkeiten oder soziale Kompetenzen fördern. Zum anderen auf der Beziehungsebene, eben indirekt über die Erziehungsqualität (Stärkung der Erziehungskompetenzen der Erziehungspersonen). Auf der zweiten Ebene ist hervorzuheben, dass Kinder ein Gefühl der Handlungskompetenz, der eigenen Gestaltungsfähigkeit und Bedeutsamkeit nur in der aktiven und direkten Interaktion mit anderen Menschen entwickeln.
Jede pädagogische Fachkraft trägt mit ihrem Handeln im alltäglichen Umfeld dazu bei, dass das Kind Vertrauen in die eigene Kraft und die eigenen Fähigkeiten gewinnen kann, dass es sich selbst als wertvoll erlebt und dass es durch seine eigenen Handlungen Veränderungen erlebt. Es gibt verschiedene Verhaltensweisen, die bei positiver Reaktion eine Resilienzentwicklung ermöglichen, diese führe ich folgend auf:

Resiliente Verhaltensweisen können gefördert werden, indem man	**Förderung von**
Das Kind ermutigt, seine Gefühle zu benennen und auszudrücken.	Gefühlsregulation/Impulskontrolle
Dem Kind konstruktives Feedback gibt (das Kind konstruktiv lobt und kritisiert).	Positiver Selbsteinschätzung/Selbstwertgefühl
Dem Kind keine vorgefertigten Lösungen anbietet (vorschnelle Hilfeleistungen vermeidet).	Problemfähigkeit/ Verantwortungsübernahme/ Selbstwirksamkeitsüberzeugungen
Das Kind bedingungslos wertschätzt und akzeptiert.	Selbstwertgefühl/Geborgenheit
Dem Kind Aufmerksamkeit schenkt (aktives Interesse an den Aktivitäten des Kindes zeigt; sich für das Kind Zeit nimmt.	Selbstwertgefühl/Selbstsicherheit
Dem Kind Verantwortung überträgt.	Selbstwirksamkeitsüberzeugung/ Selbstvertrauen/Selbstmanagement
Das Kind ermutigt, positiv und konstruktiv zu denken.	Optimismus/Zuversicht
Dem Kind zu Erfolgserlebnissen verhilft.	Selbstwirksamkeitsüberzeugungen/Selbst-vertrauen/Kontrollüberzeugung
Dem Kind dabei hilft, eigene Stärken und Schwächen zu erkennen.	Positiver Selbsteinschätzung/ Selbstvertrauen
Dem Kind hilft, soziale Beziehungen aufzubauen.	Sozialer Perspektivenübernahme/Kooperations- und Kontaktfähigkeit
Dem Kind hilft, sich erreichbare Ziele zu setzen.	Kontrollüberzeugung/Zielorientierung/ Durchhaltevermögen
Realistische, altersangemessene Erwartungen an das Kind stellt.	Selbstwirksamkeitsüberzeugung/Kontroll-überzeugung
Dem Kind Zukunftsglauben vermittelt.	Optimismus/Zuversicht
Das Kind in Entscheidungsprozesse einbezieht.	Kontrollüberzeugung/Selbstwirksamkeit
Dem Kind eine anregungsreiche Umgebung anbietet und Situationen	Explorationsverhalten/Selbstwirksamkeit

bereitstellt, in denen das Kind selbst aktiv werden kann.	
Routine in den Lebensalltag des Kindes bringt.	Selbstmanagement/Selbstsicherheit
Das Kind nicht vor Anforderungssituationen bewahrt.	Problemlösefähigkeit/Mobilisierung sozialer Unterstützung
Dem Kind hilft, Interessen und Hobbys zu entwickeln.	Selbstwertgefühl
Ein „resilientes“ Kind Vorbild ist (dabei aber authentisch bleibt)	Effektiven Bewältigungsstrategien

Eine konstruktive Kommunikation zwischen pädagogischer Fachkraft und Kind ist wichtig, sie kennzeichnet sich bspw. durch kongruentes Gesprächsverhalten. Dies ist der Fall, wenn das Gesprochene mit der Art und Weise, wie man sich dabei verhält, übereinstimmt.
Eine offene und unterstützende Gesprächsbasis ist wertvoll, da sie vermittelt, dass der Zuhörer den Erzählenden wertschätzt. Bei der Verwendung von Ich-Botschaften wird ausgedrückt, wie sich das Verhalten des Kindes auf andere Personen auswirkt. Du-Botschaften hingegen greifen meist die Person des Kindes an. Konstruktives Loben beschreibt die genaue Handlung des Kindes und wie sich diese auswirkt auf andere. Konstruktives Kritisieren beschreibt die Auswirkungen des eigenen Handelns für die Umwelt. Es darf immer nur um das spezifische Verhalten des Kindes gehen und sich nicht auf die ganze Persönlichkeit des Kindes bezogen werden (vgl. Wustmann 2011, S.122ff).

2.4 Herausforderungen und Möglichkeiten von Bindungsangeboten in der Heimerziehung

Kinder und Jugendliche, aus meist strukturell unvollständigen Familien mit psychosozialen und ökonomischen Problemlagen, sind oft ein Fall für eine stationäre Unterbringung. Fremdunterbringungen sollte dabei immer als letzte Alternative gewählt werden.
Denn es gibt gewisse bekannte Problematiken in der stationären Hilfe zur Erziehung. Wenn ich das Heim mit der Familie vergleiche, lässt sich ganz allgemein erkennen, dass der grundlegende Unterschied zur Familie die personell bedingte Instabilität ist.
Bei der Indikation für eine Fremdunterbringung, ist zumeist eine erhebliche Gefährdung des Kindes oder Jugendlichen vorhanden. Auf diese Gefährdungen bin ich genauer im Punkt - 2.1 Grundlagen der Heimerziehung - eingegangen. Zumeist sind es eben diese Probleme der Herkunftsfamilie und selten die Verhaltensauffälligkeiten des Kindes, die zu einer Fremdunterbringung führen.
Vor der Einführung in ein Heim, sollte ein Hilfeplan erstellt werden, dafür ist eine Feststellung des pädagogisch-therapeutischen Bedarfs und der Beziehungsqualität festzulegen. Dies benötigt allerdings einen hohen Zeitaufwand und personelle Ressourcen. Womit wir schon beim Hauptproblem wären. Personelle Ressourcen. Die Jugendämter

möchten sinkende Personalausgaben, was zum Abbau der Fachkräfte führt, somit ist eine qualitativ hochwertige Vermittlungspraxis nicht zu erwarten. Außerdem besteht bei den Fachkräften, die vorhanden sind, eine hohe Fluktuation, was an der geringen Vergütung liegen könnte. Familienähnliche Gestaltungen wurden zwar geschaffen, jedoch ist die Heimerziehung noch immer durch den Schichtdienst, die Mehrgruppenerziehung und die Arbeitsteilung gekennzeichnet. Auch Versprechungen der Herkunftseltern erschweren zumeist bei den jüngeren Kindern den Heimaufenthalt. Außerdem besteht innerhalb der Träger ein Konkurrenzdenken, aufgrund der Gelder, die sie durch die Jugendhilfeträger bekommen. Dies alles erschwert einen Beziehungs- und Bindungsaufbau enorm (vgl. Höfer 2010, S.40ff). Deshalb ist es wichtig, die Kinder so gut es geht zu fördern.
Durch gezielte Angebote können Kinder gestärkt werden. Dies ist z.B. möglich durch

- *aktive Beobachtung*: Kinder rufen oft „Schau mal! Ich will dir etwas zeigen“, das ist eine Forderung von Kindern an ihre Bezugspersonen. Durch diese wollen sie Interesse an ihren Fertigkeiten wecken und Wertschätzung erfahren. Beobachtet die Bezugsperson, auf die Aufforderung hin, das Kind, ist dies Bestandteil einer gelungenen Interaktion und auch Grundlage für eine sehr gute Gestaltung von Bildungsangeboten. In unserem Alltag nimmt beobachten einen zentralen Stellenwert ein, beobachten bedeutet, jemanden oder etwas wahrzunehmen. In Gesprächen nehmen wir nonverbale Signale wahr, ziehen daraus unsere Schlüsse und verhalten uns dementsprechend. Doch wie kann Beobachten als Methode systemisch angewandt werden? Wie können die Kinder dadurch gestärkt werden? Es geht dabei nicht um das beschatten oder belauschen. Es geht vielmehr darum, ein Kind mit all seinen Facetten und Interessen zu beachten, seine Handlungen aufmerksam zu erforschen und es somit ernst zu nehmen. Ja das sind die Schlüsselwörter bei dieser Methode – beachten und ernst nehmen! Die Bezugsperson, in diesem Fall die Betreuer*in im Heim, entdecken so individuelle Ressourcen, mit dem Ziel, Potenziale, Stärken und Bildungsvorlieben der Kinder zu erfassen. Entsprechend der Zielsetzung ergeben sich zwei Arten von methodisch geleiteten Beobachtungen. Zur ersten Gruppe zählen standardisierte, normative Verfahren, um den Entwicklungsstand des Kindes zu erfassen. Ausgezeichnet ist die Art durch vorformulierte Fragen und Antwortmöglichkeiten, was dem Beobachtungsbogen ein stark strukturiertes Aussehen verleiht. Die Gegenüberstellung des Entwicklungsstandes ist hierbei die Intention, mit empirisch festgelegten Normen. Dieser Vergleich gibt bspw. Auskunft über die „altersgemäße“ Entwicklung.
  Mit der Zeit genügt das bloße Erfassen von Können und Nicht-Können nicht mehr. Ein neuer Fokus bildete sich und Fragen wie „Wo liegen die Interessen?“ oder „Was erforscht das Kind?“ ergaben sich. Die vorformulierten Fragen der Standardfragebögen können die Besonderheiten der Kinder übersehen. Deshalb ist es nötig, einen ressourcenorientierten Fragebogen zu entwickeln, indem das Kind als Individuum mit seinen persönlichen Bildungsinteressen und spezifischen Lern- und

Aneignungswegen im Mittelpunkt der Betrachtung steht. Fokussiert wird hier nicht die objektive Bewertung des Kindes, sondern eine Auskunft über dessen individuelle Zugangswege gesucht. Der Stellenwert von Entwicklungsstandmessungen oder – einschätzungen soll überdacht werden, nicht per se abgelehnt. Für die Arbeit anhand von wissenschaftlich fundierten Entwicklungsmeilensteinen ist dies wichtig. Indem wir Erfahrungs- und Zugangswelten als auch eventuelle Entwicklungsrückstände des Kindes erfassen und daran anknüpfen, ohne sich dabei nur auf Defizite zu konzentrieren - so kann ganzheitliche Förderung praktiziert werden (vgl. Wyrobnik 2012, S.105ff).

- *durch Partizipation*, in diesem Zusammenhang sehe ich Partizipation eher als Denkweise, Erziehungsstil, Haltung oder als Lebensweise. Sich an der Demokratie zu beteiligen, sollten Kinder schon früh lernen, teilhaben an der Gesellschaft, sich einmischen, die Meinung sagen. Es besteht die Annahme, wenn Kinder in einer Kultur aufwachsen, an der sie teilhaben dürfen, in die sie einbezogen werden, in der sie respektiert werden, werden sie sich gern einen gesellschaftlichen Beitrag leisten und sich beteiligen, auch als Erwachsene – so die Hoffnung.
  Dieser Grundstein wird in der frühen Kindheit gelegt, in diesen Sozialisationsinstanzen können sie lernen, was es heißt gehört und angehört zu werden. Die „Machtverhältnisse“ sollen hier nicht umgekehrt werden, Kinder alles selbst bestimmen. Sondern, dass Kinder in eine Kultur der Partizipation hineinwachsen, in der sie bei Entscheidungen die sie betreffen, nach Möglichkeit befragt werden und sich beteiligen, somit werden sie nach und nach an demokratische Prozesse herangeführt. Und das ist schon bei den Kleinsten möglich, z.B. bei der Wahl der Kleidung, des Essens, der Freunde. Ein Kind wird immer mehr bei einer Sache dabei sein, wenn es mitentscheiden durfte, wenn dessen Meinung wichtig ist, es um Rat gefragt wird. Natürlich altersentsprechend. Dies stärkt nicht nur das Selbstbewusstsein, sondern eben auch die Motivation.

- *die Ernährung* ist ein wichtiger Punkt um Kinder zu stärken. Die direkten Bezugspersonen haben in erster Linie den größten Einfluss auf ein Kind und sind die Vorbilder. Wenn Kinder durch gesunde Ernährung gestärkt werden sollen, ist auf den Spaßfaktor zu achten. Kinder denken nicht über Kalorien und Vitamine nach, sie wollen satt werden und das Essen genießen. Sie essen was ihnen schmeckt und machen sich, gerade in jungen Jahren, keine Gedanken um eine gesunde oder ungesunde Ernährung. Einzelne Produkte sollten so kombiniert werden, dass insgesamt eine ausgewogene Mahlzeit erreicht wird. So können empfohlene Ernährungsempfehlungen nicht kurzfristig 1:1 umgesetzt werden, aber gesündere Nahrungsmittel können so eher akzeptiert werden, indem man sie nach und nach untermischt. Wichtig ist langfristig eine Basis für eine gesunde Ernährungsweise zu schaffen, welche gesundheitsfördernde Lebensmittel wie Obst, Gemüse und Vollkornprodukte enthält. Die Wahl der Getränke nimmt auch einen großen Einfluss

auf die Entwicklung von Kindern. Der Verzehr von Softdrinks, Säfte oder Limonaden begünstigen die Entstehung von Übergewicht und Karies. Evolutionsbedingt haben Säuglinge die Anlage einer Vorliebe für Süßes, denn die Muttermilch ist auch süß. Ein Verbot von Süßigkeiten sollte keine Option darstellen, dies führt in der Regel zu einem stärkeren Verlangen des Kindes. In der Heimerziehung sollte deshalb Wert auf folgende Lebensmittel gelegt werden: möglichst frische Zutaten, saisonale und regionale Produkte, bei Brot und Backwaren Vollkornprodukte wählen, fettarme Milchprodukte, Süßigkeiten in Maßen, vorwiegend Wasser zum Trinken. Weiterhin wichtig ist die Mahlzeiten gemeinsam mit den Kindern einzunehmen, sich nicht negativ zu äußern über bestimmte Lebensmittel, Kinder sollten sich selbst bedienen dürfen und die Menge auf dem Teller entscheiden, gemeinsam einen Obst- und Gemüseteller vorbereiten. Als gemeinsamen Ausflug könnte man z.B. einen Ausflug aufs Land machen, um ihnen zu zeigen wo die Lebensmittel herkommen, daran könnte man ein Obst- oder Milchprojekt anschließen (vgl. Wyrobnik 2012, S.105ff).

- Kinder *durch Bewegung* stärken ist ein zentraler und wichtiger Punkt in der Heimbetreuung. Bewegung kann getrost als Motor des Lernens bezeichnet werden. Bewegung ist hier nicht nur im sportlichen Sinn gemeint, sondern bezieht sich auf die vielfältigsten Bewegungsformen: z.B. die innere Bewegung – beim Ausruhen oder Nachdenken, die organische Bewegung – wenn das Herz klopft und das Blut transportiert wird und die Lunge atmet, oder aber die körperliche Bewegung – wie Laufen, Rennen oder Schwimmen. Für die Lernentwicklung und für das Lernen ist die Bewegung absolut zentral, sie gewinnen darüber Wissen über sich selbst, über ihre Mitmenschen und über ihre Umwelt. Dies geschieht unter Wahrnehmung aller Sinne. Dieses Wissen über ihren eigenen Körper ist besonders effektiv und nachhaltig, da Kinder neue Erfahrungen machen und neue Kenntnisse erlangen – und zwar durch selbstständiges Handeln. Menschen prägen sich Erfahrungen durch Bewegung am eigenen Körper besser ein, als Informationen, die nur akustisch oder optisch wahrgenommen werden. Entwicklungspsychologen sagen auch, dass Bewegung das beste Mittel ist, um vielerlei Probleme und Defizite – ob psychisch oder physisch – vorzubeugen oder diese auszugleichen. Regelmäßige Bewegung von klein auf an hat für Menschen also präventive und protektive Wirkung zugleich. Ein bewegungsaktiver Lebensstil steigert das Wohlbefinden und wirkt sich sowohl auf die körperliche als auch auf die soziale Entwicklung positiv aus. Das Selbstbewusstsein und Selbstvertrauen wird gestärkt, indem das Kind merkt, es muss nicht mehr wegen jeder kleinen Sache zu seiner Bezugsperson. Deshalb sind Erlebnisse zur Selbstwirksamkeit so wichtig: z.B. ein Kind hat einen Ball vor sich liegen, es überlegt sich – unbewusst – einen Handlungsplan, überlegt, wie es den Schuss am besten ausführen kann und was passieren könnte. Eventuell denkt es auch darüber nach, wie sich die eigene Bewegung und die Berührung von Fuß auf Ball auswirken könnte. Durch die aktive Bewegung geht das Kind nun den selbst gestellten Fragen auf den Grund und wird merken, dass die eigene Handlung erfolgreich ist und der Tritt eine

Auswirkung auf den Ball hat – er fliegt, springt oder rollt weg. Das Kind ist Verursacher eines erhofften Effektes, so erlebt es Selbstwirksamkeit durch Bewegungshandeln und es erfährt die eigene Kompetenz. Im Erfolgsfall gibt das Mut und Sicherheit für neue Erfahrungen und weiter Anstrengungen und wirkt sich somit nachhaltig positiv auf die kindliche Entwicklung aus. In der Heimerziehung kann man Kinder durch Lob und Ermunterung, sowie durch das Vorleben von Bewegungsfreude zur Bewegungslust erziehen. Die Haltung der Gruppe zu Bewegung und Gesundheit ist von prägender Bedeutung, denn die Kinder lernen in erster Linie durch Nachahmung. Was die Heimbetreuung alles anbieten könnte: Räumlichkeiten und das Außengelände bewegungsfreundlich zu gestalten, reichlich sinnlich-körperliche Erfahrungen anbieten, Kinder selbst entscheiden lassen, Kinder ermutigen.

- Kinder können auch *durch Naturerfahrungen* gestärkt werden. Mit dem Begriff Natur ist alles Natürliche gemeint, also alles was nicht vom Menschen erschaffen wurde. Diese Natur zu erfahren, bedeutet nicht, sie lediglich äußerlich zu erleben/passiv auf sich wirken zu lassen, sondern, man muss ihre gesamte Erscheinungsform aktiv erfahren und sich von ihr berühren lassen. Damit Kinder ihre individuellen Potenziale entfalten können, brauchen sie eine Umgebung, die durch ihre Vielfalt, Offenheit und Flexibilität, die vielfältigen kindlichen Zugangs- und Ausdrucksweisen ermöglicht und zulässt. Die Natur bietet die besten Voraussetzungen, sich für die Welt durch sinnliche Erfahrungen zu erschließen. Sie riechen den Duft des Waldes, frisch gemähtes Gras, hören Vögel, den rauschenden Wind usw. Durch vielseitige Sinnestätigkeiten (z.B. im Wasser- und Sandspielbereich) werden Reize ausgelöst, welche die Nervenzellenverknüpfungen besonders anregen. Durch diese Verknüpfungen entsteht ein neuronales Netzwerk – das Wissen. Auch die Kreativität und Fantasie werden gefördert.
  In der Heimbetreuung könnte man Kinder z.B. folgendes anbieten: Bewegungsanlässe schaffen, naturnaher Außenbereich mit Materialien wie Holz, Kies, Pflanzen, Wasser, bei jedem Wetter rauszugehen, Verantwortungsbewusstsein durch Gemüsebeete schaffen (vgl. Wyrobnik 2012, S.105ff).

- *Kinder durch den Umgang mit Tieren stärken*.
  Meistens fühlen sich Kinder von Tieren angezogen, sie möchten Kontakt mit ihnen aufnehmen, sie streicheln, versorgen. Wenn Bezugspersonen eine Bindung zu Tieren zulassen, schaffen sie eine Basis, in der Kinder von den Tieren lernen können. Kinder profitieren von den Erfahrungen und Erlebnissen in verschiedenen Lebensbereichen: Empathie, Selbstständigkeit, Rücksichtnahme, Verantwortungsbewusstsein, Rücksichtnahme. Kindern fällt es meist leichter ihre eigenen Ängste und Zweifel außer Acht zu lassen, da sie bei Tieren so akzeptiert und angenommen werden, wie sie sind. Somit kann das Selbstwertgefühl, das Selbstbewusstsein und alle geistigen, körperlichen und seelischen Kräfte gestärkt werden. Tiere bereichern das Leben von

Menschen, insbesondere von Kindern, da sie ihnen Zuneigung entgegenbringen (vgl. Wyrobnik 2012, S.159f).
Tiere werden in diesem Zusammenhang von Sylvia Greiffenhagen und Oliver Buck-Werner in drei Dimensionen unterteilt: Als Erzieher, indem sie ihre Erlebnisfähigkeit und Fantasie anregen, sie zur Fürsorglichkeit, Verantwortung, Pünktlichkeit, Ordnung und (Selbst-) Disziplin erziehen. Friedrich Fröbel sagte z.B. auch das Kind übt sich zuerst am Tier. Das zeigt, dass Tierkontakt in der Kindheit einer Erziehung zur Humanität unterstützt. Zweite Dimension als Quelle für Freude und Gesundheit, denn der Kontakt hat einen heilenden und wohltuenden Einfluss. Sie werden zum Lachen und Spaßhaben animiert, zu Spiel und Bewegung, sie helfen auch Freundschaften zu knüpfen. Sowie als Freunde und Gefährten, laut Boris Levinson helfen Tiere den Kindern ihre Kindheit positiver zu erleben und Schwierigkeiten besser zu bewältigen, gerade für Kinder im Heim ist dies also sehr wertvoll. Tiere können Kinder sehr gut von ihren Sorgen und Ängsten ablenken und Trost spenden. Tiere stärken Kinder im sozialen Umgang, emotional, motorisch und steigern ihr Selbstwertgefühl und Selbstbewusstsein.

- Kinder können *durch Kunst* gestärkt werden. Künstlerische Aktivitäten bieten Kindern die Chance, ihrer Fantasie freien Lauf zu lassen, wie kaum eine andere Tätigkeit. Erfahrungen die Kinder diesbezüglich machen, sind eine wichtige Basis fürs spätere Leben und dafür, anstehende Herausforderungen besser zu meistern. Die Entwicklung des kindlichen Selbstkonzepts wird durch gestalterische Tätigkeiten unterstützt. Auf diese Weise gewonnene Erkenntnisse werden auch als ästhetische Erfahrung beschrieben. Ästhetische Erfahrungen sind wiederum eine Basis für Lernprozesse. Wenn Kinder mit ihren Werken akzeptiert werden und ermutigt werden weiter zu machen, wirkt sich das positiv auf ihr Selbstwertgefühl aus, dieses wiederum das spätere Verhalten in anderen Kontexten. Wenn Kinder sich ihrer Stärken bewusst sind und über ein stärkeres Selbstwertgefühl verfügen, trauen sie sich eher an schwieriger erscheinende Aufgaben heran und geben nicht so schnell auf, wenn sie Aufgaben nicht sofort lösen können.
  In der Heimbetreuung können Kinder unterschiedlich gestärkt werden. Sie werden je nach Abhängigkeit von ihrem Entwicklungsstand, ihren Neigungen und Interessen auf sehr verschiedene Art und Weise künstlerisch tätig. Das Wichtige und Schwierige für uns Erwachsene besteht darin, die Ausdrucksversuche, Bedürfnisse und Interessen des jeweiligen Kindes überhaupt zu erkennen und zu verstehen. Kunstwerke von Kindern enthalten oft Botschaften, sie können z.B. Träume, Wünsche, Sorgen, Ängste zum Ausdruck bringen. Pädagogische Fachkräfte sollten Kinder genau beobachten, bei welchen Aktivitäten die Kinder ausdauernd und konzentriert sind. Unbekannte Materialien oder Techniken sollten die Kinder zwar fordern, aber nicht überfordern und dem Entwicklungsstand angemessen sein. Künstlerische Projekte sollten dokumentiert werden, Regeln festgelegt werden, der Arbeitsbereich sollte überschaubar sein usw. (vgl. Wyrobnik 2012, S.105ff).

- Kinder *durch Literatur* stärken. Ein Buch vorgelesen zu bekommen oder ein Bilderbuch anzuschauen, löst bei den meisten Kinder Faszination aus. So kann ein erster, positiv besetzter Zugang zu Büchern und zur Literatur insgesamt gelegt werden. Dadurch kann eine positive Lesesozialisation geschaffen werden. Werden in der frühen Kindheit erste Leseerfahrungen versäumt oder lange vernachlässigt, so kann man dies nur schwer oder gar nicht mehr in späteren Lebensphasen wieder aufholen. Wurden diese wichtigen Weichen nicht gestellt, so ist eine Entwicklung zum künftigen Leser kaum zu erwarten. Fast unwichtig ist dabei die Art der Leselektüre, wichtig ist überhaupt zu lesen.
  Literatur kann Kindern helfen, Selbsterlebtes auch im Nachhinein zu bewältigen. Sie hilft also bei der Verarbeitung von Gefühlen und Erlebtem und sie vermag sogar bestimmten Lebenssituationen einen Sinn zu verleihen (vgl. Wyrobnik 2012 S.105ff). Geschichten stärken Fantasie und Kreativität, indem es Kindern ermöglicht wird in unterschiedliche Rollen zu schlüpfen, das Kind kann imaginieren. Erwachsene eröffnen Kindern eine neue Welt der Literatur, indem sie ihnen vorlesen und sobald Kinder selbst lesen können, können sie sich ihr selbst erschließen. Auch Vorlesen schafft Bindung und Sicherheit. In den ersten Jahren findet zwar kein alleiniges Lesen statt, aber ein gemeinsames betrachten. Beim Vorlesen wird eine Ruhe ausgestrahlt, die sich auch auf die Kinder überträgt. Ratsam für eine Heimeinrichtung wäre es, wenn die Bücher einen festen Platz haben – gut sichtbar und leicht zugänglich. Eine gemütliche Buchecke, regelmäßiges Vorlesen, Kinder mitentscheiden lassen und man könnte eventuell einen Tag des Buches einführen.

- Kinder *durch Musik* stärken. Musik kommt im Alltag aufgrund ihrer positiven Eigenschaften und vielfältigen Möglichkeiten zum Einsatz. Ob bei guter Laune, zum Trostspenden, zum Einschlafen. Für uns pädagogischen Fachkräfte ist es sehr wichtig der Musik mehr Aufmerksamkeit zu schenken, denn sie beeinflusst die gesamte Entwicklung des Kindes positiv. Dazu zählen die psychomotorische, kognitive, sprachliche, emotionale und soziale Entwicklung. Musik fördert die Wahrnehmung, regt zur Bewegung an, regt die Sprachentwicklung an, beruhigt, tröstet, löst Angst, fasziniert. Wenn in Erlebnissen starke oder zumindest nachhaltige Eindrücke entstehen, macht ein Mensch ästhetische Erfahrungen, weil etwas ausgelöst wird, was vorher unbekannt war.
  Wir in einer Einrichtung könnten z.B. täglich mit den Kindern singen, Lieder regelmäßig wiederholen, Singen durch Bewegung begleiten – durch diese Verknüpfung entsteht eine ganzheitliche Erfahrung von Musik, Musikinstrumente herstellen/basteln, Projektwochen planen, zusammen CDs hören (vgl. Wyrobnik 2012, S.197ff).

- Kinder *im Umgang mit Medien* stärken. Kinder nehmen von Anfang an wahr wie Menschen sich in ihrer sozialen, familiären und kulturellen Umgebung verhalten, wie

sie miteinander umgehen und welche Geräte sie nutzen. Dazu gehören nicht nur Informations- und Kommunikationsmedien, sondern auch das Auto, die Waschmaschine und der Rasenmäher. Medien bringen immer auch Risiken mit sich, so ist ein Verantwortungsbewusster Umgang sehr wichtig. Hat ein Kind im Vorschulalter z.B. ein Fernseher in seinem Zimmer, bringt das drei fragwürdige Konsequenzen mit sich: 1. Schaut das Kind insgesamt länger fern, 2. Sehen sie insgesamt zu späteren Tageszeiten fern und 3. schauen sie unkontrollierter fern. Kinder müssen einen sachgemäßen Umgang mit Medien erst lernen, ein zentraler Begriff ist hier Medienkompetenz. Dieser versucht, die damit verbundenen Fähigkeiten und Fertigkeiten zu umschreiben und darauf hinzuweisen, dass man für ein selbstbestimmtes und kompetentes Handeln in einer durch Medien geprägten Welt vorbereitet sein muss. Wir als pädagogische Fachkraft könnten Kinder z.B. durch folgende Praktiken an Medien heranführen: gemeinsame Verarbeitung von Medienerlebnissen, Medien zur Sensibilisierung der Sinne einsetzen, Medien als Erinnerungs- und Erzählhilfe einsetzen, Medien durchschauen helfen, als kooperative Erziehungsaufgabe verstehen und sie als Bildungsmaterial zur Verfügung stellen.

- Kinder *durch Spielen* stärken. Spielen ist tief im Leben von Kindern verankert, denn es stellt eine der Grundformen des Lernens dar und erfüllt eine Vielzahl an kindlichen Bedürfnissen, wie: Geselligkeit, Kommunikation, Anerkennung, Humor, Wettkampf, Witz und Freude. Sie lernen so auf natürliche Art ihre Umwelt kennen und setzen sich mit der Wirklichkeit auseinander. Kinder bilden durch spielen Motorik, Denken, Sinneswahrnehmung, Sprache und soziales Miteinander heraus. Leider verschwinden heutzutage immer mehr Spielmöglichkeiten für Kinder, da sie schon früh einen gewissen Termindruck haben, die Straßen unsicherer werden, um alleine draußen zu spielen. Dabei ist das Spielen einer der wichtigsten Elemente der Kindheit oder sogar des ganzen Lebens. Spielen macht Kinder stark, denn im Spielen erwerben sie eine Fülle an Fertigkeiten und bauen ein Bewusstsein über die eigenen Fähigkeiten auf. Die Routine und Wiederholbarkeit des Spiels gibt ihnen Sicherheit und vermittelt Verlässlichkeit. Kinder entwickeln ein Gefühl für den eigenen Körper und dessen Bedürfnisse und Signale. Sie entwickeln eine Selbstsicherheit, da sie merken – Ich kann etwas, ich weiß etwas. In einer Heimeinrichtung könnten wir z.B. Kinder stärken indem wir das freie Spiel als festen Bestandteil eines jeden Tages sehen, ob und an welchen Spielangeboten die Kinder teilnehmen wollen, das Spielgeschehen beobachten, an der Erlebniswelt der Kinder orientieren, Neugier wecken, Entdeckungsdrang unterstützen, kleine Aufgaben selbst erledigen lassen, Raum und Zeit geben, sammeln und dokumentieren (vgl. Wyrobnik 2012, S.105ff).

3 Bindungstheorie

Die Bindung zwischen einem Kind und seiner Bezugsperson ist ein wichtiger Bestandteil, wenn man die Resilienz betrachtet. Eine enge positive Bindungserfahrung, wird anhand der Bindungstheorie, als ein wesentlicher vorsorglicher Faktor für die kindliche Entwicklung und zur Ausbildung von resilienten Eigenschaften angesehen. Denn der Schlüssel zur Stärke ist Bindung, sie ist der allergrößte Schutz, den Kinder haben können. Kinder brauchen also mindestens eine feste Bezugsperson, die auf dessen Bedürfnisse eingeht und sich liebevoll kümmert. Beziehungen machen stark und Stärke schafft wiederum Beziehungen. Nachfolgend erläutere ich die Grundlagen der Bindungstheorie nach John Bowlby, um einen Aufschluss diesbezüglich zu bieten.

3.1 Grundlagen der Bindungstheorie nach John Bowlby

John Bowlby (1907-1990), ein englischer Psychoanalytiker und Kinderpsychiater, entwickelte in den 1950er Jahren die Bindungstheorie. In seinen Thesen hat er vor allem das Ergebnis einer kritischen Auseinandersetzung mit der psychoanalytischen Tradition und der Einbeziehung von Erkenntnissen aus der Tierverhaltensforschung (Ethologie) dargestellt.
Die kanadische Psychologin Mary Ainsworth, war es auch, die neben und in Zusammenarbeit mit Bowlby, durch ihre Forschungsarbeiten die Thesen der Bindungstheorie der empirischen Forschung zuteil machte und somit entscheidende Impulse für die Bindungsforschung gab. So stieg das Interesse an Bindungsforschung, was bis heute anhält.
Für das Verhältnis kindlicher Entwicklung und für die Aufklärung der psychischen und sozialen Auswirkungen von Trennungen, sexuellen Missbrauch, Gewalt und Vernachlässigung liefern die Ergebnisse der Bindungstheorie wertvolle Beiträge (vgl. Höfer 2010, S.13).
Unter der Bindungstheorie versteht man das Streben nach engen emotionalen Beziehungen als eindeutig menschliches Grundelement, welches schon bei einem Neugeborenen angelegt ist und bis ins hohe Alter vorhanden ist. Die Bindung sichert uns schon im Säuglings- und Kleinkindalter an die Eltern, neben Schutz und Zuwendung, auch den Beistand dieser Personen. Auch wenn wir uns psychisch gesund entwickeln, bleibt dies so bis ins Erwachsenenalter bestehen und wird noch ergänzt durch neue Bindungen. Der Nahrungs- und Sexualtrieb hat natürlich auch eine große Bedeutung, trotzdem ist die Bindung, wegen ihrer Schutzfunktion, als solche eigenständig. Mutter und Kind kommunizieren zunächst nur psychomotorisch und emotional miteinander, was ein typisches Merkmal für enge Beziehungen ist (vgl. Bowlby; Stahl 2018, S.98ff).

3.2 Bindung und Bindungsverhalten – eine Abgrenzung

Frühe Trennungserlebnisse können sich sehr negativ auf die eigene spätere Elternschaft auswirken. Wie Frommer und O´Shea (1973) nachweisen, kommen bei Müttern, bei denen sich die eigenen Eltern vor dem 11. Lebensjahr trennten, deutlich häufiger Ehekrisen auf und auch ihre Babys weisen nachgeburtliche psychische Störungen auf, wie Ess- und Schlafstörungen. In einer Londoner Studie von Wolkind et al. beobachteten diese Mütter ca. 50 Minuten am Vormittag. Dabei fiel auf, dass Mütter mit Trennungsschäden sich mit ihrem 5 Monate altem Baby sehr viel weniger auseinandersetzten, sie beschäftigten sich ca. nur halb so lang mit ihren Babys, hatten seltener Körper- und Blickkontakt, als Mütter aus behüteten Elternhäuser.
Damals wurde die Mutter-Kind-Bindung dem Füttern zugeordnet, dies wiederspricht allerdings Bowlbys Beobachtungen komplett. Denn zweijährige laufen z.B. nicht jedem Menschen nach, der ihnen Essen gibt.

Bindung und Bindungsverhalten gilt es zu unterscheiden und klar abzugrenzen. Bindungsverhalten ist jegliches Verhalten, dass darauf ausgerichtet ist, die Nähe eines Menschen zu suchen oder zu erhalten. Ein Verhalten, dass sich bei Angst, Müdigkeit, Erkrankung, Zuwendungs- oder Versorgungsbedürfnisse deutlich macht. Eine beruhigende Rückversicherung stellt die Gewissheit dar, dass sie in kritischen Situationen, einen vertrauten Menschen um Hilfe bitten können. Es gehören also sämtliche auf Nähe ausgerichteten Verhaltensweisen des Betreffenden dazu.
Bindung ist als natürliches, vom Nahrungs- und Sexualtrieb klar abzugrenzendes „Überlebensmuster“ zu verstehen. Eine Bindung (ob passiv oder aktiv), setzt ein durch spezielle Faktoren gesteuertes hohes Kontaktbedürfnis gegenüber bestimmten Personen voraus, außerdem stellt es ein dauerhaftes, meist stabiles und situationsunabhängiges Merkmal des Bindungssuchenden dar. Kinder knüpfen dauerhafte Bindungen nur zu wenigen Personen. Ihr Bindungsverhalten kann sich hingegen (situationsabhängig) auch auf mehrere Personen richten.
Misslingt diese Differenzierung, entstehen mit hoher Wahrscheinlichkeit ernste psychische Störungen. Der individuelle Bindungstyp eines Neugeborenen entsteht durch die Anpassung an das Verhalten der zur Verfügung stehenden Bindungsperson(en).
Das Bindungsverhalten kann sich jedoch ändern, durch entsprechende Erfahrungen im Verlauf der Kindheit und Jugend. Hierbei haben sich bestimmte, die Bindung betreffende Risiko- (Punkt 1.2.1) und Schutzfaktoren (Punkt 1.2.2) als wichtige Einflüsse erwiesen.
Die Bindungstheorie erklärt uns also nicht nur wie Bindungen dauerhaft entstehen, sondern auch, das episodisch auftretende Bindungsverhalten (vgl. Bowlby; Stahl 2018, S.12ff).
Pathogene Situationen und Erlebnisse wie die folgenden sind nachhaltig schädlich für das Kind und deren Bindungsverhalten.

- *Angedrohter Liebesentzug*: Das Kind wird durch Aussagen wie „wenn du das oder jenes nicht tust, habe ich dich nicht mehr lieb“, sehr unter Druck gesetzt, erstrecht bei regelmäßigem Gebrauch. Dem Kind wird signalisiert es müsse der Person alles

Recht machen und es bekommt dadurch Schuldgefühle. Gerade in schwierigen, belastenden oder angstbesetzten Situationen, in denen sich das Kind Trost und Beistand erhofft und dieser verwehrt wird.

- *Verlassendrohungen*: Diese Drohung ist für Kinder noch schlimmer, die dadurch verursachte tiefe Kränkung führt bei vielen zu einer Leugnung der Verlassendrohung. In bestimmten Situationen oder durch Schlüsselwörter wird das Kind sofort zurückgeworfen (getriggert). Die konkrete Formulierung wie z.B. „Wenn du nicht damit aufhörst, kommst du ins Heim“, führt zu einem traumatischen Erlebnis mit der Folge der Trennungsangst.
- *Elterliche Selbstmorddrohungen*: Sind Eltern psychisch stark angegriffen, äußern sie sich leider oftmals sehr ausfallend, wie z.B. mit einer Selbstmorddrohung. Dabei ist es egal, ob sie es zu dem Kind direkt oder zu dem Partner sagen und das Kind, dass mithört. Das Kind wird von extremer Angst befallen.
- *Leugnen und Dementieren*: Wenn Eltern leugnen bestimmte Dinge gesagt oder getan zu haben, wirkt sich das äußerst negativ auf die Persönlichkeitsentwicklung des Kindes aus. Es hat die Dinge ja eindeutig wahrgenommen und dies wird bestritten. Im Erwachsenenalter haben diese Kinder dann entweder Zweifel an ihrer Wirklichkeit oder Schuldgefühle infolge des Verschweigens (vgl. Bowlby; Stahl 2018, S.119ff).

3.3 Die 4 Entwicklungsphasen von Bindung

Aus der Beschreibung der 4 Entwicklungsphasen der Bindung, von Bowlby, ergibt sich, dass eine Bindung nicht von Geburt an vorhanden ist. Sie entsteht durch verbale und nonverbale Kommunikation und emotionalem Austausch.
Die erste Phase beinhaltet den zeitlichen Rahmen von Geburt bis zum 2.-3. Lebensmonat. Diese Zeit ist geprägt durch einfache Verhaltensweisen des Säuglings, z.B. das Weinen.
Die kindlichen Interaktionen sind nicht personengebunden, dass bedeutet der Säugling lässt sich z.B. durch jede Person beruhigen. Diese Aussage ist jedoch, meiner Ansicht nach, zu allgemein beschrieben. Die Tatsache, dass Säuglinge die eigene Mutter an ihrer Stimme und ihrem Herzschlag erkennen, ist bekannt. Es kann je nach Individualität des Säuglings sein, dass es sich nur durch die Mutter beruhigen lässt.
Etwa nach dem 2. Lebensmonat beginnt das soziale Lächeln. Hier beginnt nun die zweite Phase (6 Wochen bis ca. 6-8 Monate), in der eine zunehmend festere Bindung zu einer oder mehreren Bezugspersonen (bspw. Mutter, Vater, Geschwister oder Pflegemutter) entsteht.
In der dritten Phase (6-8 Monate bis ca. 2 Jahre) entsteht eine spezifische Bindungsbeziehung, die Bindung festigt sich und dies ist klar zu erkennen z.B. an dem so genannten „fremdeln“. Kinder in dieser Lebensphase zeigen sich nicht mehr so unbefangen bei ihm unbekannten Personen. Mit der Reifung des motorischen Systems kann das Kleinkind nun der Bezugsperson hinterherkrabbeln und bald laufen.

In der vierten Phase (ab ca. 2-3 Jahre bis lebenslänglich) ist das Kind kognitiv so gereift, dass es sich in ihre Bezugsperson hineinversetzen kann. Es setzt sein einfühlendes Wissen gekonnt ein, um positive Reaktionen auf sein Bindungsverhalten zu bekommen.
Das Kind ist nun so gefestigt in seiner Bindung, dass die Bindungsperson nicht mehr dauernd anwesend sein muss. Das ist z.B. auch wichtig damit, dass Kind das Ausleben seiner Autonomiebedürfnisse genießen kann (vgl. Schleiffer 2014, S. 32f).

4 Fazit

Dieser Arbeit lag vor allem die Fragestellung zugrunde, wie Kinder Resilienz entwickeln, trotz widriger Lebensumstände, was diese positiv und negativ beeinflusst und wie pädagogische Fachkräfte Kinder und Jugendliche so unterstützen, dass sie Resilienz in dem Rahmen der Heimerziehung aufbauen können.
Anhand meiner Recherchen bezüglich des Aufbaus von Resilienz, bin ich zu dem Ergebnis gekommen, dass sich Resilienz in einem Interaktionsprozess zwischen Individuum und Umwelt entwickelt. Sie ist dynamisch, variabel, mehrdimensional und situationsspezifisch. Sie entwickelt sich unter Berücksichtigung von gewissen Risiko- und Schutzfaktoren individuell. Resilientes Verhalten beschränkt sich dennoch meist auf bestimmte Kompetenzbereiche, was gute Förderungsmöglichkeiten, auch im Erwachsenenalter schafft. Empirische Forschungsergebnisse belegen, dass bestimmte personelle präventive Faktoren, sowie Schutzbedingungen, aus dem familiären und sozialen Umfeld dazu beitragen, die vorhandenen Risikobelastungen entweder zu verringern oder ganz zu verhindern, was positiv für die Arbeit im Bereich der Resilienzförderung ist.
Menschen können von Krisen und kritischen, lebensverändernden Ereignissen in sehr unterschiedlichem Ausmaß betroffen sein. In meinen Ausarbeitungen bin ich auf die Resilienzforschung gestoßen, ihre Ergebnisse zeigen auch, dass Kinder und Jugendliche trotz widriger Lebensumstände schaffen, leistungsfähige und emotional stabile Erwachsene zu werden. Günstige Eigenschaften oder ein günstiges Umfeld machen Kinder nicht automatisch resilient. Erst, wenn bestimmte Probleme oder Schwierigkeiten im Leben auftauchen und daraufhin bestimmte Bewältigungsleistungen erbracht werden, kann man von einer Resilienzentwicklung sprechen. Resilienzvermögen ist das, was wir uns für alle Kinder wünschen und erhoffen. Sie weisen Eigenschaften auf wie Optimismus, ein gutes Selbstwertgefühl, sie sind imstande sich zu fühlen als die, die sie sind, und damit als etwas Besonderes. Resiliente Kinder haben außerdem realistische Ziele und Erwartungen, weisen Problemlösungskompetenz, Entscheidungskompetenz, konstruktive Bewältigungsstrategien zur eigenen Entwicklung auf. Sie kennen ihre Stärken, Begabungen, aber auch Verletzlichkeiten und Schwächen. Sie sind imstande sich Hilfe und Unterstützung von Erwachsenen zu holen und diese anzunehmen, weil sie wirksame individuelle Fertigkeiten entwickelt haben. Ebenso im Verhältnis zu ihren Altersgenossen. Ein resilientes Kind ist ein emotional gesundes Kind, welches Herausforderungen mit Erfolg angeht und sich nach einem Rückschlag schnell wieder fangen kann. Die Salutogenese ist hier ein wichtiger,

nennenswerter Aspekt, wenn man sich mit der Thematik der Resilienz auseinandersetzt. Sie ist ein Ansatz der Gesundheitsforschung und beschäftigt sich eben mit den Faktoren die den Menschen gesundmachen und erhalten. Resilienz und Salutogenese stehen in enger Verbindung, denn je resilienter (widerstandsfähiger) ein Mensch ist, desto gesünder bleibt dieser. Jedoch ist festzuhalten, dass Gesundheit ein Prozess ist und kein Zustand. Die Grundlagen in der Heimerziehung zeigen, dass viele Heim- und Pflegekinder in ihren ersten Lebensjahren bereits Trennungen, Vernachlässigung und/oder Misshandlungen erlebt haben. Dadurch zeigen sie häufig auffälliges Verhalten und ungünstige Entwicklungsverläufe. Umso wichtiger sind heute die Entwicklungen in der stationären Hilfe, sie verdeutlichen, dass die Lebensumstände so widrig für Kinder waren, dass sie unmöglich gestärkt oder gar gesund aus dem Heim kommen würden. Heutzutage wird die Institution Heim als ein lebensweltorientiertes Hilfearrangement gesehen. Auf die individuellen Bedürfnisse der Kinder wird eingegangen und ihr Erlebtes nicht negiert. Ganzheitliches Begegnen, mit den Kindern in eine Beziehung zu treten, stellen eine Fähigkeit guter Heimerziehung dar.
Soll Resilienz in der Heimerziehung gefördert werden, müssen wichtige Punkte beachtet werden, damit dies möglich ist. Es muss die Auftretenswahrscheinlichkeit von Risikoeinflüssen und den damit verbundenen Folgereaktionen vermindert werden, die Stress- und Risikowahrnehmung und die situativen Bedingungen bei dem Kind verändert werden, in der Betreuungsumwelt des Kindes die sozialen Ressourcen erhöht werden, die kindlichen Kompetenzen gesteigert werden und interpersonelle Prozesse qualitativ verbessert werden. Dies alles sind wichtige Voraussetzungen für die Arbeit mit den Kindern und Jugendlichen. Sie haben ein bestimmtes Selbst- und Weltbild und verfügen über bestimmte Eigenschaften, wie wir es bei Kindern, die mit Belastungen und Herausforderungen nicht fertiggeworden sind, nicht antreffen. Kinder die nicht resilient sind, scheitern an den Problemen und weisen starke Entwicklungsbeeinträchtigungen auf.
Außerdem war eine meiner Intentionen dieser Arbeit, anhand einer Literaturrecherche nachzuweisen, dass viele Verhaltensweisen, Entwicklungsstörungen und Lebensläufe von Heim- und Pflegekindern in engem Zusammenhang mit ihren Bindungserfahrungen stehen und somit die Bedeutung bindungstheoretischer Erkenntnisse insbesondere im Kontext der stationären Hilfen zur Erziehung herausstellen. Meiner Meinung nach sollte im Bereich der Heimerziehung, bei Jugendlichen, bei denen keine Erziehung mehr möglich ist, man sich darauf beschränken, ihnen einen Ort zum Leben bereitzustellen, an dem sie sich irgendwie selbst sozialisieren können. Laut Gesetzgeber sollten Jugendliche auch „gemeinschaftsfähig“ gemacht werden. Während meiner Literaturrecherche stellte ich außerdem fest, dass die ersten Lebensmonate und -jahre von herausragender Bedeutung für die Entwicklung von Kindern sind. Eine sichere Bindungsebene, zwischen einem Kind und der Bindungsperson, haben einen grundlegenden positiven Einfluss auf die Entwicklung von Resilienz. Seit Januar 2018 übernimmt die Bundesstiftung, Frühe Hilfen, als wichtiger Bestandteil des Bundeskinderschutzgesetzes die Aufgabe, konkrete Ziele, der Förderung der Netzwerke Frühe Hilfen und die psychosoziale Unterstützung von Familien mit Säuglingen und Kleinkindern von null bis drei Jahren. Die Bundesstiftung stellt dazu dauerhaft jährlich 51 Millionen Euro zur Verfügung, um die Bedeutung der Kind-Bezugsperson-Beziehung für die

Entwicklung von Resilienz darzustellen (vgl. BMFSFJ 2018, Internetquelle). Denn der Schlüssel zur Stärke ist Bindung, sie ist der allergrößte Schutz, den Kinder haben können. Kinder brauchen also mindestens eine feste Bezugsperson, die auf dessen Bedürfnisse eingeht und sich liebevoll kümmert. Menschen die psychisch besonders widerstandfähig sind, fühlen sich meistens auch besonders sicher und geborgen in ihrer Umwelt. So einzigartig und verletzbar wie das „Immunsystem von Kinderseelen“ ist, ist auch ein jedes Kind, deshalb sollten wir sie ebenso wertschätzend behandeln, wie sie es verdient haben.

5 Literaturverzeichnis

Berndt, C.; Resilienz: Das Geheimnis der psychischen Widerstandskraft - Was uns stark macht gegen Stress, Depressionen und Burnout. München. 4. Auflage, 2015, S.65f.

Brooks, R.; Goldstein, S.; Das Resilienz-Buch: wie Eltern ihre Kinder fürs Leben stärken-das Geheimnis der inneren Widerstandskraft. 2007, S.29ff.

Enders, U.; Zart war ich, bitter war's. Sexueller Missbrauch an Jungen und Mädchen. Köln 1990, S.20.

Fröhlich-Gildhoff, K.; Rönnau-Böse, M.: Resilienz. 2015, S.9f.

Höfer, S.; "Wie viel Bindung ist nötig." Eine kritische Analyse stationärer Hilfen zur Erziehung. 2010, S.40ff.

Leipold, B.; Resilienz im Erwachsenenalter. 2015, S. 31f.

Müller, U.; Schöttle, M.; Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. 2002, S.220.

Müller-Schlotmann, R. 1997, 112 zit. nach Engfer, A. 1986, S.10.

Pfeffer, S.; Storck, C.; Resilienzförderung und Prävention sexualisierter Gewalt in Kitas: Das" ReSi"-Förderprogramm. 2018, S. 16.

Schleiffer, R.; Der heimliche Wunsch nach Nähe. Bindungstheorie und Heimerziehung. 5.Auflage. 2014, S. 68ff.

Winkler, G.; Sozialreport'90. Daten und Fakten zur sozialen Lage in der DDR. Berlin 1990, S.437.

Wolf, K.; Entwicklungen in der Heimerziehung. 1995, S. 41ff.

Wustmann, C.; Resilienz. Widerstandsfähigkeit von Kindern in Tageseinrichtungen fördern. Textauszug aus: Hesse; H., 3. Auflage 2011, S.187.

Wyrobnik, I.; Wie man ein Kind stärken kann: Ein Handbuch für Kita und Familie. 2012, S.19ff.

BMFSFJ; Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend in Berlin. 2018. URL: https://www.bmfsfj.de/bmfsfj/themen/kinder-und-jugend/kinder-und-jugendschutz/bundesstiftung-fruehe-hilfen/bundesstiftung-fruehe-hilfen/80722 (Stand: 23.06.2019)

Hzemonitor; Monitor Hilfen zur Erziehung in Dortmund. 2017. URL: http://www.hzemonitor.akjstat.tu-dortmund.de/ (Stand: 28.06.2019)

Eidesstattliche Erklärung

Ich erkläre an Eides statt, dass ich die vorliegende Arbeit selbständig und ohne Benutzung anderer als der angegebenen Hilfsmittel angefertigt habe. Die aus fremden Quellen direkt oder indirekt übernommenen Gedanken habe ich als solche kenntlich gemacht.

Neubrandenburg, 22.07.2019

Juliane Metelmann